

Objektyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge**

Band (Jahr): **149 (1981)**

Heft 23

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Pfingsten

Die auf der Erde liegen
und nach Brot und Wasser schreien,
werden wunderbare Labung erfahren.

Die in der Finsternis ihrer Zweifel Verlorenen,
die in Schuld Verstrickten und Vergessenen,
werden herausschreiten ins Licht.

Die Geschundenen und Getretenen,
an sich und andern Verzweifelnden,
werden neuen Mut finden.

Die von der Gottferne schwer Heimgesuchten,
an menschlicher Wärme Irregewordenen,
werden endlich einem Tröster begegnen.

Die ausweglos Zerstrittenen,
jeder Verständigung Misstrauenden,
werden eine neue Sprache sprechen.

Die von Misserfolg und Unglück
in Tatenlosigkeit und Apathie Gefallenen
erfasst Begeisterung und Freude.

Sie werden Teil der machtvollen Bewegung
voller Glut und Leben,
die allem Schwung verleiht,

alles mit sich emporreisst
und zum Sprühen bringt
im Feuer des Geistes.

Rosmarie Tscheer

Theologie

Theologie und Wissenschaft

«Der Geist der Wahrheit» gibt dem Wort der Jünger Jesu die Kraft der Überzeugung. Dieses Wort ist aber auch mit dem menschlichen Denken konfrontiert, und Glaubensrede bedient sich auch des Mittels der Abwägung von Gründen und Gegengründen. In diesem Kon-text steht der folgende Text «Theologie und Wissenschaft». Er ist die letzte Arbeit, die für uns der am 26. November 1980 verstorbene namentlich auch um die theologische Erwachsenenbildung verdiente Otto F. Ris geschrieben hat und die wir für diese Pflingstausgabe aufgehoben haben.

Redaktion

Ist Theologie eine Wissenschaft? Diese Frage, ob und in welchem Sinn Theologie den Anspruch erheben könne, Wissenschaft zu sein, ist deswegen so schwer zu beantworten, weil weder die Theologie, deren Wissenschaftlichkeit beurteilt werden soll, noch die Wissenschaft, die bei diesem Urteil als Massstab gesetzt werden muss, in sich feststehende Grössen sind. Es gibt keine ein für allemal fixierte Theologie und keinen ein für allemal definierten Begriff der Wissenschaft. Daher ist es nötig, die Funktion einer sich wandelnden Theologie im Kontext einer Geschichte der sich wandelnden Leitideen von Wissenschaft zu beschreiben.

Dieser anspruchsvollen Aufgabe unterzieht sich der bekannte Professor für philosophisch-theologische Grenzfragen an der Universität Bochum, *Richard Schaeffler*¹. Seine neueste Veröffentlichung ist in neun Kapitel gegliedert, deren Ergebnisse jeweils in knappen Thesen zusammengefasst werden. Auf die Erläuterung des Begriffs und des Ursprungs sowohl der Wissenschaft wie der Theologie folgt ein Durchblick durch den stufenweisen Wandel des Wissenschaftsverständnisses von der Antike über das Mittelalter bis zur Gegenwart, wobei auf die jeweiligen Möglichkeiten der wechselseitigen Begegnung und Befruchtung hingewiesen wird. Das Buch bringt wahre Glanzstücke konzentrierter Darstellung, setzt deswegen aber auch beim Leser gewisse Kenntnisse der Philosophiegeschichte voraus. Die Mühe der Lektüre wird aber reich belohnt.

Die Problemstellung

Theologie ist reflektierter Glaube. Sie hat die Aufgabe, das rechte Verständnis der religiösen Überlieferung mit wissenschaftlichen Mitteln zu sichern. Dies setzt voraus, dass es nicht nur die Alternative von Unglauben und Glauben gibt, sondern als Drittes auch die Möglichkeit eines irregeleiteten Verständnisses der religiösen Überlieferung. Wie lässt sich also die «rechte Auffassung», die Orthodoxie in Glaubenssachen gewinnen und sichern? Ebendieses Problem der «Rechtgläubigkeit» lässt die Aufgabe der Theologie entstehen. Und zwar soll offensichtlich dieses rechte Verständnis von Glaubenswahrheiten nicht in der Befragung von Orakeln noch in einer willkürlich entscheidenden Autorität gesucht werden, sondern (mindestens auch) in der Form der Abwägung von Gründen und Gegengründen. Christen sind also überzeugt, dass auch das wissenschaftliche Argument, das methodische, kritische und systematische Arbeiten, ein geeignetes Mittel zur Lösung dieser Aufgabe ist oder dass es dazu mindestens einen wichtigen Beitrag zu leisten vermag.

Damit aber steht die Theologie unversehens vor einer doppelten Aufgabe: Im Dialog mit der Wissenschaft ist sie Vertreterin des religiösen Bewusstseins, im Dialog mit den Glaubenden die Vertreterin der Wissenschaft. Dies führt aber auch zu einer doppelten Problematik: Der Glaubensakt (*fides qua creditur*) darf nach Überzeugung der Glaubenden nicht aus einer Gabe in eine methodisch erzwingbare Leistung verwandelt werden; das wäre eine blosser «Werkgerechtigkeit des Verstandes». Ebenso wenig darf der Glaubensinhalt (*fides quae creditur*) aus einer göttlich verbürgten Zusage in eine wissenschaftliche Hypothese verwandelt werden; dann stünde er ja, wie jede wissenschaftliche Aussage, unter dem Vorbehalt, möglicherweise falsch zu sein.

Kann also die Theologie Glaubensreflexion bleiben, wenn sie von der Absicht geleitet ist, Wissenschaft zu werden? Ist sie als Dienerin der «Rechtgläubigen» unfähig zur «Freiheit des Argumentierens»? Ist sie als Wissenschaft, die ihre Ergebnisse stets neuer argumentierender Überprüfung unterziehen muss, unfähig, Dienerin des Glaubens zu sein? Eine zweifache Bestreitung der Legitimität der Theologie! Immerhin: sie hat aus dieser Spannung im Laufe der Jahrhunderte Erfahrungen gesammelt, die für das Selbstverständnis der Glaubensgemeinde, aber auch für die allgemeine Wissenschaftstheorie von richtungweisender Bedeutung geworden sind.

Das antike und das mittelalterliche Wissenschaftsverständnis

Bereits in den Ursprüngen der Wissenschaft bei den *Griechen* hat der menschliche Logos – wirkend in der Gemeinschaft fragender und antwortender Menschen – die Aufgabe, zwischen dem «göttlichen Wort» der idealen Urbilder und dem wechselnden Fluss der phänomenalen Abbilder dieser Welt zu vermitteln. Und er macht dabei die Erfahrung der Aporie: die widersprüchliche Vielfalt der Phänomene weist den betrachtenden Geist auf eine erinnerte Urgestalt hin, die letztlich unfassbar bleibt.

Der Gegenstand, der gewusst werden soll, wird gerade als derjenige erfahren, der «grösser» ist als die Weise, wie wir ihn wissen: *veritas semper maior* (daher «*philosophia*» im Gegensatz zu «*sophia*»).

¹ Richard Schaeffler, Glaubensreflexion und Wissenschaftslehre. Thesen zur Wissenschaftstheorie und Wissenschaftsgeschichte der Theologie, *Quaestiones Disputatae* Nr. 82, Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1980.

23/1981 149. Jahr **4. Juni**

Pfingsten

Ein Pfingsttext von
Rosmarie Tscheer **349**

Theologie und Wissenschaft

Die Funktionen einer sich wandelnden Theologie im Kontext einer Geschichte der sich wandelnden Leitideen von Wissenschaft bedenkt
Otto F. Ris **350**

Die evangelischen Kirchen der Schweiz in der ökumenischen Bewegung

Das Memorandum des Vorstandes des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes anlässlich des Papstbesuches in der Schweiz verfasst in der Hoffnung, «damit zur Vertiefung des ökumenischen Dialogs in der Schweiz beizutragen» **353**

Das Erbe der Reformation einbringen

Das Memorandum des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes wird kommentiert von
Rolf Weibel **356**

80 Jahre Caritas Schweiz

Von der Jahresversammlung im Zeichen von «80 Jahre Caritas Schweiz – Die Caritas Schweiz in den 80er Jahren» sowie des 400. Geburtstages von Vinzenz von Paul berichtet
Rolf Weibel **358**

Dekane als Delegierte der Seelsorger

Ein Bericht von
Arnold B. Stampfli **360**

Hinweise **360**

Amtlicher Teil **360**

Daneben läuft die *jüdische* theologische Hermeneutik, die ebenfalls von einer Aporieerfahrung bestimmt ist: in ihren eigenen geschichtlichen Erfahrungen von Unheil sollen die Söhne den Gott der Väter und deren Heilserfahrungen wiedererkennen. Daher war es für die jüdische Gemeinde eine wichtige Aufgabe des Wortes, im Bewusstsein der Differenz der Generationen die Kontinuität der Überlieferung herzustellen «von Geschlecht zu Geschlecht» und damit auch den Wortlaut der Überlieferung treu zu hüten.

Beide Erfahrungen gehen in die frühe jüdisch-christliche Theologie ein: die Gemeinschaft der Glaubenden sieht sich unter der Einheit eines Anrufes, den sich der einzelne nicht selber verschaffen kann und der sich in der Diversität von Zusagen meldet, aber zugleich auch verbirgt. Dieser durch Zeugnis überlieferte Anruf ist gegenwärtigen Gemeindegliedern und kommenden Generationen so zu vermitteln, dass in der Verschiedenheit der Gaben der eine Geist erkennbar wird (1 Kor 12,4), dass seine Identität sich auch in der Verschiedenheit der Erfahrungen wechselnder Generationen bewährt.

So hat Theologie als Austausch der Glaubenszeugnisse und deren prüfende Auslegung der Erbauung, der Oikodomē zu dienen, dem Aufbau der Gemeinde zu einem Haus, das heisst zum «wahren Tempel» als dem Ort der Gegenwart Gottes unter den Menschen. Und sie ist von Anfang an kritisch, weil sie an der Differenz zwischen göttlicher Wahrheit und menschlichem Wissen festhält, sowie hermeneutisch, weil sie darauf abzielt, den Anspruch der göttlichen Wahrheit in der «Knechtsgestalt» des menschlichen Wortes vernehmbar zu machen. Ihre Methoden aber werden darnach beurteilt, inwiefern sie tauglich sind, Willkür in der Auslegung abzubauen und damit Spaltungen in der Gemeinde zu verhindern und dem Ganzen, dem Katholon zu dienen.

Die Theologie, wie sie in der Begegnung zwischen jüdischem und griechischem Denken entstanden ist, war «*pragmatisch*» orientiert: die Auslegung der Überlieferungszeugnisse sollte nicht nur beschreiben, was die Texte inhaltlich bedeuten, sondern darauf ausgerichtet sein, ein neues Verhältnis der Leser und Hörer zu dieser Überlieferung hervorzubringen; es ging also um Handlung (pragma). Die Theologie dagegen, wie sie im *Mittelalter* am Leitfaden der bekannten Lehre vom «vierfachen Schriftsinn», dem entsprechenden Sprachverständnis wie der vierfachen Sensibilität des Menschen geübt wurde, war vorwiegend «*semantisch*» orientiert. Sie ging darauf aus, die Bedeutung nicht nur der Über-

lieferung, sondern alles Wirklichen sichtbar zu machen. Sie wollte lesen lehren im «Buch der Schrift», aber auch im «Buch der Welt», um Überlieferungswort und Erfahrungsgestalt in ihrer Verweisungsfunktion interpretierbar zu machen.

Gemessen an diesem «semantischen» Wissenschaftsideal, stand die Theologie sogar an der Spitze der Wissenschaft. Denn sie konnte die «obersten Gründe» alles Wirklichen (das Sein), alles Erkennbaren (die Wahrheit) und aller Beziehung von Wirklichkeit und Erkennbarkeit als Spiegelung des freien Schöpfergottes verständlich machen. Wie die Ergebnisse der Einzelwissenschaften durch die Philosophie auf die letzten Möglichkeitsgründe zurückgeführt wurden, wo wurden die Ergebnisse der philosophischen Reflexion durch die Theologie auf ihren personalen Ermöglichungsgrund, auf Gott, zurückgeführt (reductio ad theologiam). Die Theologie entwickelt darüber hinaus aber auch eine Vernunftkritik: im Kontext des «vierfachen Schriftsinnes» sind Glaube, Hoffnung und Liebe mehr als Wissen. Sie sind Zutrauen in die göttliche freie Selbstmitteilung. Sie eröffnen Alternativen, die prinzipiell nicht durch zwingende Argumente rationaler Logik entschieden werden können. Diese Vernunftkritik wird besonders in der scotistischen Philosophie weitergeführt: Der schöpferischen Allmacht Gottes ist auch möglich, was der menschlichen Vernunft zu denken unmöglich ist. Ja, gerade der menschliche Verstand kann in seinen Denknöwendigkeiten befangen und dadurch gehindert sein, «zu den Sachen», wie Gott sie in seiner Freiheit gesetzt hat, zu gelangen.

Neuzeit und Gegenwart

Diese theologische Vernunftkritik, die eine Herausforderung an Philosophie und Wissenschaft darstellte, wird *René Descartes* auf ihre schärfste Form bringen und gleichzeitig aus ihr seine Konsequenzen ziehen. Er suchte nach den Wurzeln neuer Gewissheit und fand sie in der Selbstgewissheit des denkenden Ich. Nun wird «Wissenschaft» im *neuzeitlichen* Sinne verstanden als Versuch, ausgehend von der Selbstgewissheit des autonom denkenden Subjekts zu einer Gewissheit von den Objekten zu gelangen. Damit ist ein Zweifaches impliziert: Der Ansatz bei der Leistung des autonomen Subjekts brachte einen Gegensatz zum religiösen Denken, das sich glaubend, hoffend und liebend auf Gott bezogen weiss. Glauben und Wissen wurden jetzt als gegensätzliche Haltungen verstanden, Theologie weil Glaubenswissenschaft als Verknüpfung von Unvereinbarem. Zugleich wandelt sich die Leitvorstellung der

Wissenschaft von einer «semantischen» Deutungslehre von Inhalten zur «*grammatischen*» *Untersuchung von Strukturen*, der Strukturen des menschlichen Anschauens und Denkens.

In grossartiger Weise hat *Immanuel Kant* diese Analyse durchgeführt. Seine Leitfrage lautete: Wie ist es möglich, dass dem erkennenden Subjekt Objekte begegnen? In seiner transzendentalen Formenlehre des Anschauens und Denkens und durch Angabe von «regulativen Ideen» der Vernunft, welche den Verstand zu bestimmten Formen seiner Akte anleiten, suchte er eine eigene Antwort zu geben. Er bestimmte damit die Wissenschaftsgeschichte der kommenden zwei Jahrhunderte massgebend. Und wenn man die kantische Philosophie als ganze betrachtet, als Einheit von theoretischer und praktischer Vernunft, hat sie in der Folge auch einen Bezug zur christlichen Glaubensverkündigung entwickelt.

Während die protestantische Theologie sich mehr von der praktischen Vernunft, der kantischen Handlungs- und Hoffnungsphilosophie anregen liess, hat die Rezeption Kants sich in der katholischen Theologie fast ausschliesslich auf die theoretische Philosophie beschränkt. Im Anschluss an Maréchal entwickelte Karl Rahner seine transzendente Theologie. Nach ihr ist der Mensch das Wesen, das durch eine seinsmässige Zuordnung zum göttlichen Wort bestimmt ist («Hörer des Wortes»). Diese seine Konstitution wird zwar erst durch den historischen Akt der Wortoffenbarung und der Fleischwerdung der zweiten Person Gottes in Jesus offenkundig. Der Mensch ist aber immer schon in seinem innersten Geist von Gott berührt, und wenn er dem Gesetz seines eigenen Wesens im Gewissen folgt, findet er auch Gott.

Die transzendente Reflexion zum Ausgangspunkt eigener theologischer Forschung zu nehmen, ist nicht falsch. Aber die sich daraus ergebenden Möglichkeiten wurden noch bei weitem nicht ausgeschöpft. Insbesondere wurde die «Dialektik der praktischen Vernunft» kaum berücksichtigt, die Bedeutung historischer Entscheidungen wenig gewürdigt. Genügt denn die ausschliessliche Orientierung am Anschauen und Denken, um die Bedingungen der Ermöglichung von Erkennen der Gegenstände darzulegen? Hier setzt die Philosophie *Martin Heideggers* ein. Heidegger untersucht wie Kant «Strukturen», die es möglich machen, dass dem Menschen Wirkliches begegnet. Nach seiner Auffassung gehört aber zum Wesen des Menschen und erst recht zum konkreten Vollzug seines Lebens mehr als das bloss-

Anschauung, Denken und Urteilen. Ausgangspunkt der Reflexion muss der Gesamtvollzug menschlichen Existierens sein. Nicht der Akt «Ich denke», sondern «Ich bin» ist der Grundakt, in welchem der Mensch sich selbst, Sein und Wahrheit immer schon versteht. Die Struktur dieses Existenzaktes ist nicht durch logische Formen des Denkens bestimmt, sondern durch die «Sorge», in der es dem Menschen um sein Leben und um das Sein im Ganzen geht.

Solche Überlegungen kann nun auch der Theologe beziehen und sagen: Das Wort, das der Glaubende hören soll, wird nicht durch isolierte Akte des Erkennens, sondern durch den einen und ganzen Akt der «neugeschaffenen Existenz» beantwortet. Das Wort des Glaubens benennt ein «Existential», das heisst einen mit einem neuen Sein des Menschen sich eröffnenden Horizont. Theologie erreicht ihre Wissenschaftlichkeit, das heisst die argumentative Begründbarkeit ihrer Auslegung dadurch, dass sie, einem Hinweis Heideggers folgend, die sogenannte «ontologische Differenz» im Bewusstsein behält. Wie bei der Rede vom «Sein» ist bei der Rede von Gott kein gegenständlich Seiendes beschrieben, sondern jene letzte Bedingung genannt, welche uns in je geschichtlicher Weise in Horizonte versetzt, innerhalb deren dann Gegenstände begegnen und erfahren werden können. Allerdings lässt sich von dem, was kein Gegenstand ist, auch nicht in gleicher Weise sprechen wie von bestimmbar, abgegrenzten Dingen.

Die Formen religiösen Sprechens sind also neu zu bedenken. Dafür hatte nun die *formgeschichtliche Methode der biblischen Theologie* bereits Vorarbeiten geleistet. Sie versuchte, die überlieferten Texte durch Analyse der Formen in den verschiedenen Gattungen anzugehen und jede dieser Formgattungen aus dem jeweiligen «Sitz im Leben» verständlich zu machen. Beim historischen Betrachten der sprachlichen und literarischen Formen konnten die Formveränderungen, denen ein Text im Laufe seiner Geschichte unterworfen war, als Spiegelung der Geschichte von Gemeinschaften verstanden werden, deren wandelndes Leben auch dem überlieferten Text einen je veränderten «Sitz» zugewiesen hatte.

Theologische Wissenschaftstheorien

In der Rezeption der Existenzanalyse Heideggers und der formgeschichtlichen Methode entstand bald eine neue Art theologischer Wissenschaftstheorie. Ihre regulative Idee war die folgende: Ein «massgeblicher Text» – sei er aus der hl. Schrift oder aus der kirchlichen Überlieferung – soll

trotz seiner historischen Differenz von Entstehungszeit und Gegenwart dem Leser und Hörer von heute als Anrede ausgelegt werden. Und umgekehrt soll die Auslegung eines gegenwärtig vollzogenen Glaubensaktes im «neuen Sein» und im «neuen Verstehenshorizont», die dem Glaubenden geschenkt wurden, als Teilhabe an einem Ereignis verständlich werden, das ein für allemal geschehen ist und in den Texten der Überlieferung bezeugt wird. Der Text zum Beispiel über «Kreuz» und «Auferstehung» hat also seine Bedeutung *als Existenzangebot*. Die Ergebnisse der theologischen Auslegungspraxis sind also daran zu messen, ob sie dem Leser von heute Zuspruch geben und ob sie ihn in Anspruch nehmen mit seiner ganzen Existenz.

Dieses neue Modell einer wissenschaftlichen Theologie brachte viele fruchtbare interdisziplinäre Gespräche. Es stand aber bald auch in der Gefahr einer zweifachen Engführung: nämlich der Reduktion auf blosser Anthropologie (die übrigens Heidegger mit seiner ontologischen Fragestellung nicht so beabsichtigt hatte) sowie der Ausscheidung der sozialen Bezüge. Betont wurde der Appell an den einzelnen, der sich in seiner «Innerlichkeit» selbst bestimmen sollte. Während die Gefahr einer Theologie, die sich transzendental verstand, darin lag, dass sie angesichts der Unwandelbarkeit transzendentaler Anschauungs- und Denkformen mit ihren bleibenden Vernunftideen die systematischen Disziplinen überbetonte und die Bedeutung inhaltlicher Entscheidungen unterschätzte, drohte der existentiell verstandenen Theologie die Gefahr, die Wirklichkeit der Welt Dinge wie der sozialen Verhältnisse zugunsten des einzelnen zu vernachlässigen.

So ist es denn verständlich, dass schliesslich eine neue Sicht sich von der «grammatischen» Wissenschaftsauffassung, also vom Problem der Strukturen abwandte und dem Leitgedanken der «*Praxisnähe*» verschrieb. Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte sich ja immer stärker als neue regulative Idee der Wissenschaft ein Verständnis entwickelt, das «*pragmatisch*» genannt werden kann: Wissenschaftliche Theorien sollen sich durch die Ermöglichung von Praxis bewähren. Die Wissenschaftlichkeit einer Wissenschaft wird demnach jetzt daran gemessen, inwieweit sie geeignet ist, Menschen zu einer ihrer Lebenssituation entsprechenden Praxis zu qualifizieren. Dabei verstanden die «*Ideologietheorie*» und die «*Ideologiekritik*» nach den marxistischen Denkern die Praxis vor allem als gesellschaftlich bedingtes ökonomisches Handeln aus «Interessen». Der Mensch sollte aus Strukturen der Ungerechtigkeit, aus den Zwängen zwi-

schenschlicher Verfeindung und Entfremdung befreit werden – ein Anliegen, das in unsern Tagen schliesslich die sogenannte politische Theologie, welche im Evangelium die Aufforderung zu sozialer Revolution impliziert sieht, aufnahm. Die Gefahr einer erneuten Verengung für die Theologie ist dabei evident.

Der zweite Typus des pragmatischen Wissenschaftsverständnisses, die *Curriculartheorie*, versteht die Praxis etwas breiter als «Bildungsvorgang», nämlich als die Gesamtheit aller handlungsqualifizierenden Lernvorgänge, die auf die Bewältigung gegenwärtiger und zukünftiger, typisch wiederkehrender Lebenssituationen abzielt. Die Bewältigung von Konfliktsituationen ist dabei nur *ein* Bereich, der übrigens bereits in der Gegenwart, konkret und immer wieder angegangen werden muss, nicht erst in irgendeiner Zukunft und nach einer totalen Umwälzung der gesellschaftlichen Verhältnisse.

Gemäss dieser curricularen Theorie der Wissenschaft würde die Theologie sich dadurch als Wissenschaft bewähren, dass sie nicht nur Kenntnisse vermittelt und die Sachgemässheit gewisser Aussagen argumentativ sichert, sondern vor allem dadurch, dass sie den Hörer zu einem «lebenslangen Lernvorgang» qualifiziert, in dessen Verlauf die Erfahrungen seiner Lebenspraxis und das Verständnis der Glaubensüberlieferung sich gegenseitig auslegen. Theologie als Wissenschaft wäre dann die methodisch gesicherte Einführung in dieses Wechselverhältnis, d. h. in das an den Erfordernissen der Praxis gewonnene Verständnis der Überlieferungstexte und die am Anspruch der Glaubensüberlieferung orientierte Einübung in die Praxis. Diesem Verständnis der Theologie entspricht in etwa das fünfbandige «Studium katholischer Theologie», herausgegeben von der Kommission «Curricula in Theologie» des Westdeutschen Fakultätentages katholisch-theologischer Hochschulen (Zürich 1973–75).

Aber auch dieses sozial-pragmatische Wissenschaftsverständnis hat seine Grenzen. Gerade die an den Ursprüngen orientierte und vertiefte christliche Theologie vermag sie aufzuweisen. Ist es doch sehr fraglich, ob die theologische Auslegung der Glaubenszeugnisse angemessen beschrieben ist, wenn sie bloss als «Qualifikation zu Handlungen» verstanden wird, sei es im Sinne der Ideologietheorie oder der Curriculartheorie. Denn die Botschaft des Glaubens spricht immer zuerst von dem, was Gott am Menschen getan hat, und dann erst von dem, was der Mensch im Gehorsam gegen Gottes Willen tun kann und soll. Nicht was der Mensch leistet, hat Vor-

rang, sondern was er von Gott empfängt, wie bereits Paulus mit der «Rechtfertigung allein aus Gnade, abseits von den Werken» betont (Röm 3,24 und 3,28). Die Lehre von der «Rechtfertigung» des Sünders ist Zusage einer Erwählung gerade des Nichtqualifizierten, und keine theologische Wissenschaft kann ihm die «Qualifikation» vermitteln, durch die er vor Gott bestehen könnte. Selbstverständlich gehört es zur Wirklichkeit des Glaubens und deshalb zum Bedenken der Theologie, dass dieser Glaube den Menschen zum «Tun der Wahrheit» befähigt. Aber letztlich kann das Wort der Erlösung nicht getan und gemacht, sondern nur empfangen werden.

Das eine Wort

So zeigt sich, dass die Theologie zwar immer wieder vom Wissenschaftsverständnis einer Epoche berührt und befruchtet wird – sei es von dem griechisch-jüdisch-hellenistischen, dem mittelalterlichen, dem neuzeitlichen und demjenigen der Gegenwart. Dass sich die Theologie aber auch dem jeweils gültigen Wissenschaftsideal niemals vorbehaltlos einfügen kann. Kraft der ihr innewohnenden Dynamik drängt sie immer wieder *kritisch* scheidend, unterscheidend, entscheidend – über die jeweils herrschenden Vorstellungen, Aufgaben und Methoden hinaus. Im Grunde waren es immer wieder die Elemente der Personalität und der Freiheit, welche der Theologie gegenüber den objektivierenden Tendenzen der Wissenschaft diese kritischen und zugleich geschichtlich vorantreibenden Impulse verliehen. Sie zeigen, dass die Wahrheit der Botschaft Gottes jedes menschliche Wissen und Verstehen überbietet. Wenn überhaupt etwas von der göttlichen Wirklichkeit «gewusst» werden kann, dann gerade dies, dass sich, an ihr gemessen, alles Wissen als unzulänglich erweist: *veritas semper maior*.

Richard Schaeffler zeigt dies in seinem Buch auf mustergültige Weise. Er hilft damit zu einer befreienden Klärung sicher auch für manchen Theologen oder theologisch interessierten Leser, der angesichts der scheinbaren Stringenz gängiger Theorien und Strömungen verwirrt oder mutlos geworden ist. Der christliche Theologe wie der christliche Philosoph soll ja die verschiedenen Impulse der einzelwissenschaftlichen Denkformen in ihren berechtigten Anliegen anerkennen und bei seinen Arbeiten verwenden. «Prüfet alles und behaltet das Gute» (1 Tess, 5,21). Er soll dabei aber nicht den stets wechselnden Modernitäten verfallen (Röm 12,2). Er mag sich vielmehr in der schweren Kunst der «Unterscheidung der Geister» üben. Sie ist eine Kunst der klärenden *Transposition*, welche die je-

weils beschränkten und oft gegeneinander verschlossenen Horizonte der weltlichen Denkstile und Systeme zueinander öffnet, aufsprengt und ihnen so ihren jeweiligen Platz zuweist (s. 2 Kor 10,5). Denn sie ist auch eine Kunst der *Reduktion*: der Zurückführung der vielen Sprachen und Dialektiken des Geistes auf die Mitte und Ganzheit der Wahrheit, auf das eine Wort, den Logos Christi, wie Origenes sich einmal ausdrückt. «Alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes» (1 Kor 3,23).

Otto F. Ris

Dokumentation

Die evangelischen Kirchen der Schweiz in der ökumenischen Bewegung

Das Verhältnis der Kirchen zueinander hat sich in der Schweiz in den letzten Jahrzehnten in verheissungsvoller Weise verändert. Dialog und gemeinsames Zeugnis sind immer selbstverständlicher geworden. Vor allem auf der Ebene der Gemeinden sind gegenseitiges Verstehen und das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit gewachsen. Aber auch auf der schweizerischen Ebene hat eine Annäherung stattgefunden. Eine Gesprächskommission zwischen dem Schweizerischen Evangelischen Kirchenbund und der römisch-katholischen Bischofskonferenz hat zu beachtlichen Ergebnissen geführt. Seit 1971 ist die grosse Mehrheit der christlichen Kirchen in der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen verbunden. Keine Kirche kann heute ihren Auftrag in unserem Lande ohne den Beitrag der andern erkennen und erfüllen. Die evangelischen Kirchen der Schweiz haben aus ihrer Geschichte eine besondere Verantwortung zum gemeinsamen Zeugnis.

Der Vorschlag, dass Vertreter des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes mit Papst Johannes Paul II. während seines Besuches in der Schweiz zusammentreffen, hat diese Erfahrung und Einsicht zur Grundlage. Der Vorstand des Kirchenbundes gibt seiner Freude darüber Ausdruck, den Bischof von Rom im Kreise der schweizerischen Bischöfe begrüssen zu können. Er ist dankbar, dass der Besuch des Papstes ihm die Gelegenheit zu einem Austausch über offene Fragen der Seelsorge gibt, die die Beziehungen der Glieder unserer Kirchen nach wie vor belasten. Er

sieht der Begegnung in der Hoffnung entgegen, dass sie dem Evangelium Jesu Christi neue Türen eröffne.

Die Begegnung findet statt in dem Lande, von dem im 16. Jahrhundert wichtige Anstösse für die grosse Bewegung der Reformation ausgegangen sind: in dem Reformatoren wie Zwingli, Bullinger, Farel, Calvin und Beza gewirkt haben. Auch wenn die evangelisch-reformierten Kirchen in der Zeit, die seither vergangen ist, in mancher Hinsicht weitergeführt worden sind, wissen sie sich doch dem damals begonnenen Werk verpflichtet. Der Vorstand des Kirchenbundes möchte darum die Gelegenheit dieser Begegnung benützen, zu zeigen, wie er aufgrund des reformatorischen Erbes die ökumenische Bewegung versteht und mit welchen Überzeugungen und Hoffnungen er an andere Kirchen herantritt¹.

1. Die Reformation der einen Kirche

Das erste Wort muss ein Wort der Dankbarkeit sein gegenüber Gott dafür, dass er die so lange getrennten Kirchen heute einander wieder näher gebracht hat. Überall, in einer Kirche nach der andern, ist der Wunsch lebendig geworden, die Gemeinschaft in Christus über die trennenden Grenzen hinweg sichtbar zu machen und seinen Namen gemeinsam vor der Welt zu bezeugen. Was hier aufgebrochen ist, hat sich zu einem Strom vereinigt, der nicht mehr versiegen wird; er ist selbst durch Widerstände schliesslich nur gereinigt und gestärkt worden. Wir denken heute mit besonderer Dankbarkeit an die Pioniere in vielen Kirchen, auf deren Gebeten, Weitsicht und Beharrlichkeit die heutige ökumenische Bewegung aufbaut.

Die evangelisch-reformierten Kirchen betrachten diese neue Bewegung in gewissem Sinne als Erfüllung. Die Reformatoren hatten nicht die Absicht, eine neue Kirche zu gründen. Es ging ihnen vielmehr darum, das Evangelium in der ganzen Kirche von neuem zur Geltung zu bringen. Ihre Vorstellung war, dass die Gegensätze auf einem freien allgemeinen Konzil ausgetragen und die Einheit aufrechterhalten werden könne. Sie litten darunter, dass dies nicht gelang. Die Fronten, die sich damals verhärteten, sind heute wieder in Bewegung gekommen. Der gemeinsame Grund, der die Kirchen letztlich trägt, so lange verborgen, steht uns wieder deutlicher vor Augen.

¹ In der 2. Auflage des Memorandums ist die Bezugnahme auf die ökumenische Begegnung mit Papst Johannes Paul II. in einer Fussnote in einen Satz zusammengefasst worden. Beigefügt wurde: «Wir hoffen, damit (mit dem Memorandum) zur Vertiefung des ökumenischen Dialogs in der Schweiz beizutragen.»

Es ist wieder möglich geworden, gemeinsam an der Erneuerung des Zeugnisses zu arbeiten, das die Kirche der Welt schuldet. Aus dieser Sicht lässt sich sagen, die Reformation finde in der ökumenischen Bewegung heute eine Fortsetzung.

Der ökumenische Aufbruch ist von besonderer Bedeutung für die Schweiz. Denn die Schweiz ist ein Land, das in besonderem Masse durch eine Geschichte von konfessionellen Auseinandersetzungen geprägt ist. Sie sind in der Vergangenheit oft genug in offene, ja kriegerische Feindseligkeit ausgeartet. Das Zeugnis wurde gelähmt durch die Sorge, dass sich die konfessionellen Grenzen verschieben könnten. Die ökumenische Bewegung gibt den Kirchen in der Schweiz die Gelegenheit, dieses mühselig gewahrte Gleichgewicht in eine aufbauende Gemeinschaft des Zeugnisses und des Dienstes zu verwandeln.

2. Der Ruf zur Mitte: Jesus Christus

Die zentrale Botschaft der Reformatoren war ein Ruf an die Christenheit, sich neu zur Quelle und zur Mitte ihres Glaubens hinzuwenden, so wie sie in der Heiligen Schrift bezeugt sind: Jesus Christus macht uns frei. Gott in seiner unausschöpflichen Liebe lässt sein Geschöpf nicht fahren. Gott hat die Welt mit sich versöhnt. Jesus Christus ist vom Geist zu den Menschen getrieben worden und hat seine Liebe mit dem Tod am Kreuz bezahlt. Sein Leben und sein Tod sind das eine Opfer, dessen es zum Heil der Menschen bedurfte. Er macht uns, jeden einzelnen von uns, dadurch frei zu neuem Leben. Die Antwort, die wir ihm schulden, sind Glaube und ein vom Glauben getragener Dienst der Dankbarkeit.

Der eine Herr Jesus Christus! Dies gilt auch für die Kirche. «Die heilige, christliche Kirche, deren einziges Haupt Christus ist, ist aus dem Worte Gottes geboren und hört nicht auf die Stimme eines Fremden». Dieser Satz, der in den frühen Jahren der Reformation (1528) in unserem Lande formuliert wurde, ist seither in immer wieder neuer Abwandlung der bestimmende Leitsatz für die evangelisch-reformierten Kirchen geblieben. Er, der auferstandene Herr, ist heute in der Kraft des Geistes das Haupt der Kirche. Er hat verheissen, dass er in der Verkündigung des Wortes und der Zudienung der Sakramente in der Gemeinschaft derer gegenwärtig sein will, die ihm dienen und seinen Namen bezeugen.

Diese Konzentration auf die eine Quelle des Heils ist auch im Blick auf die Annäherung der Kirchen von grösster Bedeutung. Sie ist die Voraussetzung dafür, dass die Kirchen den Weg zueinander finden können. Je klarer sie Jesus Christus als die Spitze in der «Rangordnung der Wahrhei-

ten» herausstellen, je konsequenter sie ihre Lehre und ihre Praxis auf ihn als Mitte hinordnen, desto selbstverständlicher werden sie sich als eine Gemeinschaft verstehen können. Die evangelisch-reformierten Kirchen halten aus diesem Grunde jede Frömmigkeit für unzulässig, in der Maria unabhängig von Jesus zum Gegenstand der Betrachtung wird; sie sind insbesondere kritisch gegenüber den neueren mariologischen Dogmen und Aussagen der römisch-katholischen Kirche, die sich aus der Schrift nicht begründen lassen.

Weil sie von der sammelnden und vereinigenden Kraft des einen Herrn so tief überzeugt waren, konnten die Reformatoren auch mit einer gewissen Grosszügigkeit vielfältige Ausprägungen, vor allem in den Formen des kirchlichen Lebens, zugestehen. Sie konnten davon sprechen, dass die «freie Mannigfaltigkeit» der Formen, Strukturen und Gebräuche für die Kirche kennzeichnend sei und dass dadurch ihre Einheit nicht aufgelöst werde. Diese Mannigfaltigkeit wird in den evangelisch-reformierten Kirchen der Schweiz gelebt, und wir meinen aufgrund dieser Erfahrung, dass sich auch die Gemeinschaft in der ökumenischen Bewegung am ehesten dadurch festigen lässt, dass sich die Kirchen unbeeinträchtigt um Jesus Christus, das eine Haupt sammeln; sie werden gerade dadurch der Vielfalt in Zeugnis und Praxis Raum geben können.

3. Das Priestertum aller Gläubigen

Die evangelisch-reformierten Kirchen legen grosses Gewicht darauf, dass die Kirche eine Gemeinschaft ist, an deren Leben und Entscheidungen alle Glieder im Zusammenspiel ihrer Kräfte Anteil haben. Die von ihnen oft gebrauchte Formel des «Priestertum aller Gläubigen» hat dieses Verständnis der Kirche im Auge. Jesus Christus, der eine Priester. Alle Glieder der Gemeinde von ihm berufen, in verantwortlicher Freiheit und in der Gemeinschaft mit den andern ihren priesterlichen Dienst zu leisten. Auch das kirchliche Amt ist in diesem Lichte zu verstehen. Die Reformatoren gingen mit Selbstverständlichkeit davon aus, dass die Kirche der Diener bedürfe, die das Evangelium verkünden, die Sakramente verwalten und die pastorale Leitung ausüben. Es ist ihre Aufgabe, die freie Gemeinschaft aller Gläubigen in der Wahrheit und der Freiheit zur Entfaltung zu bringen.

Es entspricht diesem Verständnis der Kirche, dass die Leitung auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens durch synodale und kollegiale Gremien ausgeübt wird. Die Autorität Christi in der Kirche wird nicht durch einzelne Personen, sondern durch

von der Gemeinde gewählte Kollegien repräsentiert. Sie bestehen in der Regel mehrheitlich aus Laien, Männern und Frauen. Recht verstanden und ausgeübt erlaubt diese Form der Leitung das gemeinsame Hören auf Gottes Willen. Sie mag den Anschein erwecken, als müsse in der Kirche das Gesetz der Mehrheit gelten; ihre eigentliche Absicht ist aber das geduldige gemeinsame Suchen nach der Wahrheit. Alle Stimmen müssen dabei zur Geltung kommen. Insbesondere die Theologen müssen in der Freiheit der Forschung und des Lehrens dazu beitragen können, und es muss darüber gewacht werden, dass der Freiraum, den sie dazu brauchen, nicht durch kirchenpolitische oder politische Interessen eingeschränkt wird. Wenn wir von der Kirche als einer konziliaren Gemeinschaft sprechen, meinen wir eine Gemeinschaft, die von gegenseitigem Respekt und der Bereitschaft zum Dialog beherrscht und getragen wird.

Wir können an dieser Stelle nicht verschweigen, dass die evangelisch-reformierten Kirchen in der Institution des päpstlichen Amtes, wie es in der römisch-katholischen Kirche verstanden und gelebt wird, eine erhebliche Schwierigkeit sehen, vor allem in der lehrhaften Ausprägung, die es durch das Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes erhalten hat. Auch wenn sie die scharfe Sprache der Reformatoren heute nicht mehr teilen, sind sie doch der Überzeugung, dass diese Form der Leitung und der Autorität durch das Zeugnis der Schrift nicht getragen wird. Sie teilen die Meinung der Reformatoren, die es als «helle Wahrheit» bezeichneten, dass Jesus Christus in der Kirche selbst jegliches Priester- und Hirtenamt bis ans Ende der Welt verrichte und dass er es seinen Aposteln und ihren Nachfolgern verboten habe, Vorrang und Herrschaft in der Kirche aufzurichten. Wir sind der Überzeugung, dass die Annäherung der Kirchen in der ökumenischen Bewegung einzig durch die gemeinsame kritische Neuaufnahme und Neubelebung der konziliaren Praxis gefördert werden kann, die das Leben der Kirche in den ersten Jahrhunderten kennzeichnete.

Das Priestertum aller Gläubigen ist auch in den evangelisch-reformierten Kirchen eine unerfüllte Vision. Sie wartet nach wie vor in vieler Hinsicht auf ihre Verwirklichung. Wir denken in diesem Zusammenhang heute insbesondere daran, dass die Partnerschaft von Mann und Frau in der Kirche überzeugenderen Ausdruck erhalten muss. Die evangelisch-reformierten Kirchen der Schweiz sind aufgrund ihres Verständnisses der Schrift zur Überzeugung gekommen, dass der Frau in der Kirche eine neue Stellung zuerkannt werden

müsse, insbesondere dass Frauen auch ordiniert werden können, ja müssen.

4. Ich bin bei euch alle Tage bis ans Ende der Welt

Die Kirche ist als Gemeinschaft zu verstehen, die sich auf dem Weg befindet. So gewiss sie des Evangeliums sein kann, weiss sie zugleich, dass ihre Erkenntnis nie abgeschlossen ist. Sie hat immer neu auf die Stimme Gottes zu hören, wie sie in der Heiligen Schrift hörbar wird. Die evangelisch-reformierten Kirchen stehen heute nicht mehr im 16. Jahrhundert. Sie haben seither neue Erfahrungen gemacht und neue Einsichten gewonnen, die aus ihrer Tradition nicht mehr wegzudenken sind. Sie sind dadurch einerseits zu einem grösseren Pluralismus in der Lehre geführt worden und sind andererseits über Auseinandersetzungen, die damals von unausweichlicher Dringlichkeit schienen, hinausgewachsen. Sie können darum auch, ohne sich zu verleugnen, bezeugen, dass manche Urteile, die damals abgegeben wurden, dem heutigen Stand der Beziehungen nicht mehr gerecht werden. Sie können dies umsomehr, als sie feststellen, dass auch die römisch-katholische Kirche einen weiten Weg gegangen ist und sich in mancher Hinsicht gewandelt hat.

Im Rückblick auf die vergangenen Jahrhunderte bezeugen wir mit tiefer Überzeugung, dass Gott seine Kirche in der Kraft des Geistes von Generation zu Generation erhalten hat und leitet. Es mag für das äussere Auge in der Kontinuität ihrer Geschichte Brüche geben. Sie mag durch Tiefen und Irrwege gehen; sie hat aber die Verheissung, dass sie in der Wahrheit erhalten bleibt. Das Ereignis der Reformation selbst, auch mit den Wirrnissen, die es zur Folge gehabt hat, ist eine Erinnerung daran, wie diese Verheissung zu verstehen ist. Die Kirche geht nicht einen triumphalen Weg durch die Jahrhunderte. Sie lebt vielmehr «in Auferstehungen».

Diese Erfahrung ist für die ökumenische Bewegung darum so wichtig, weil die verschiedenen Kirchen einzig aufgrund dieses tieferen geistlichen Verständnisses der Treue Gottes zu seinem Volke einander gegenseitig als der Kirche Jesu Christi zugehörig anerkennen und gemeinsam in die volle Gemeinschaft eintreten können.

5. Kein Grund zum Rühmen

Indem wir diese Überzeugung formulieren, wissen wir, wie verwundbar wir sind. Wir haben keinen Grund, uns zu rühmen. Wie vieles ist im Laufe der Geschichte geschehen, das uns als Last begleitet. Wie vieles ist versäumt worden und wird versäumt. Wieviel mehr könnten unsere Kir-

chen dazu beitragen, dass die Schweiz, ein so reich beschenktes und vielfach verschontes Land mit so vielen Möglichkeiten, ihre solidarische Verantwortung in der heutigen Welt wahrnimmt. Die evangelisch-reformierten Kirchen sind sich dessen bewusst, dass sie weit hinter dem zurückbleiben, was sie vom Evangelium und der Reformation empfangen haben und konstruktiv zur Entfaltung der ökumenischen Bewegung beitragen könnten. Sie können dies nur bekennen und jede Begegnung mit andern Kirchen zum Anlass nehmen, sich der erneuernden Kraft des Geistes neu zu öffnen.

Wir verstehen die ökumenische Bewegung als eine Einladung an alle Kirchen, sich gemeinsam von Gott in der Dankbarkeit, im Gehorsam und im Zeugnis erneuern zu lassen. Es geht gewissermassen darum, sich von den Schalen menschlicher, vielleicht allzu menschlicher Vergangenheit freizumachen. Die Kirchen sind im Laufe der Geschichte alle der Versuchung erlegen, ihrer Botschaft mit weltlichen Mitteln nachzuhelfen. Kirchlicher Auftrag und menschliche Macht sind miteinander vermischt, Verkündigung und Propaganda oft verwechselt worden. Die Erfahrung der Kirche in der heutigen Gesellschaft ruft ihr mit Nachdruck in Erinnerung, dass sie ihre Botschaft allein in der Kraft des Geistes ausrichten kann. Allein dann wird sie in der Lage sein, der in so vielen Zwängen gefangenen heutigen Gesellschaft zu zeigen, welche Alternativen Gott selbst ihr offenhält.

6. Auf dem Wege zu vertiefter Gemeinschaft

So stehen wir in der Bewegung, die die Kirchen heute einander näher führt. Noch sind die Gegensätze nicht überwunden. Aber die Gemeinschaft wächst. Wie sollen sich die Kirchen auf dem Wege zueinander verhalten? Drei Hinweise sind uns in diesem Zusammenhang aus seelsorgerlichen Gründen besonders wichtig.

a) Die Kirche ist die Gemeinschaft, in der die Botschaft vom Reiche Gottes verkündigt und vernommen wird, das Abendmahl im Glauben gefeiert wird und deren Glieder in gegenseitiger Liebe und im Zeugnis und Dienst an der Welt verbunden sind. Sie findet sich unserer Überzeugung nach nicht allein in der evangelisch-reformierten Kirche, sondern weit über ihre Grenzen hinaus. Es gehört zu den Erfahrungen der ökumenischen Bewegung, dass das Wirken des Geistes Gottes viel weiter reicht, als wir zunächst anzunehmen geneigt waren. Wir sind darum dazu geführt worden, andere Kirchen als Kirchen Jesu

Christi zu betrachten und unter dieser Voraussetzung die Gemeinschaft mit ihnen zu suchen und zu pflegen. Wir betrachten diese Gemeinschaft als eine Gemeinschaft, in der alle Glieder der Erneuerung bedürfen und einander mit ihren Gaben dienen. Wir sehen das Wachstum in der Gemeinschaft gefährdet, wo eine Kirche den Anspruch erhebt, Trägerin der einen Kirche Jesu Christi zu sein, und den andern Kirchen aufgrund einer von vornherein festgelegten Definition nur begrenzt die Qualität von Kirche zugesteht.

b) Der zweite Hinweis betrifft die Feier des Abendmahls. Wir glauben, dass der Herr selbst zu seinem Tische einlädt. Wir glauben darum, dass die Feier des Abendmahls allen offen sein muss, die seinen Ruf hören und ihm Folge leisten wollen. Wir machen uns in dieser Hinsicht die Erklärung zu eigen, die der Reformierte Weltbund an einer seiner Vollversammlungen (Princeton 1954) abgegeben hat: «Die Kirche hat das Sakrament des Abendmahls von Christus empfangen, und er ist es, der sich selbst dem Glaubenden gibt. Der Tisch ist des Herrn, nicht unser. Wir glauben darum, dass wir nicht das Recht haben, einem Getauften, der Jesus Christus als Gott und Erlöser liebt und bekennt, das Sakrament zu verweigern». Wir meinen, dass diese Praxis die Gemeinschaft unter den Kirchen zu fördern vermag, und es bleibt uns auch nach allen Erklärungen schwer verständlich, warum die Gemeinschaft am Tisch des Herrn noch immer grundsätzlich nicht möglich ist. Wir stellen mit Bedauern fest, dass durch diese Unmöglichkeit viele der Feier des Abendmahls überhaupt entfremdet werden.

c) Während in früheren Zeiten Ehen zwischen Angehörigen verschiedener Konfessionen möglichst vermieden wurden, hat ihre Zahl in den letzten Jahren immer mehr zugenommen. Ein Drittel der Ehen in unserem Lande werden über konfessionelle Grenzen hinweg geschlossen, und an manchen Orten ist die Zahl der gemischten Ehen grösser als diejenige der innerhalb derselben Konfession geschlossenen Ehen. Wir meinen, dass alles getan werden müsse, damit sich die Gemeinschaft der Ehe und Familie als Gemeinschaft in Christus entfalten kann. Konfessionell gemischte Ehen dürfen darum nicht als Anomalie betrachtet werden. Sie können Bausteine der Gemeinschaft werden, zu der die Kirchen heute auf dem Wege sind. Die Regelung «matrimonia mixta» stellt von römisch-katholischer Seite einen wichtigen Schritt zur Verbesserung der Lage dar, bringt aber in unseren Augen noch keine befriedigende

Lösung des Problems. Die Notwendigkeit von bischöflichen Dispensen bleibt, auch wenn Form und Modalität gemildert werden, für den nicht-römisch-katholischen Partner und für die Kirche, der er angehört, eine schwer annehmbare Zumutung. Neue Schritte sind darum erforderlich. Insbesondere sind wir der Meinung, dass die vermehrte Gewährung gegenseitiger eucharistischer Gastfreundschaft vielen Christen in unserem Lande entscheidende Hilfe bringen könnte.

7. Im Zeugnis und im Dienst schon jetzt verbunden

Diese Hinweise zeigen, wie wir die ökumenische Bewegung verstehen: als eine vorläufige Gemeinschaft von Kirchen, die sich entschlossen auf dem Weg zu vollerer gegenseitiger Anerkennung befinden. Sie sind miteinander verbunden, um in gemeinsamer Anstrengung die Gemeinschaft wiederherzustellen. Jede bleibt dem Evangelium, so wie sie es erkannt hat, treu und ist doch für die Anfragen und Korrekturen der andern offen. Einer der Väter der ökumenischen Bewegung, der anglikanische Bischof Charles Brent, hat auf einer der ersten grossen ökumenischen Konferenzen dieses Jahrhunderts (Lausanne 1927) den prägnanten Satz geprägt: «So wie die Einheit der Kirche uns durch die Schuld aller Kirchen entglitten ist, kann sie nur durch das gemeinsame, aufeinander abgestimmte Handeln aller Kirchen wiedergewonnen werden». Der Ökumenische Rat der Kirchen ist ein Versuch, diesem Verständnis der ökumenischen Bewegung Gestalt zu geben. Er ist eine Gemeinschaft von Kirchen, die dadurch bereits verbunden sind, dass sie Jesus Christus bekennen. Der Ökumenische Rat der Kirchen ist in unsern Augen der Ort, an dem die Kirchen zueinander finden und in der Gemeinschaft zu leben beginnen können. Wir arbeiten darum im Rahmen dieser Gemeinschaft sowie in der Schweiz im Rahmen der Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen mit Überzeugung mit.

Was der ökumenischen Bewegung ihre eigentliche Dringlichkeit gibt, ist der Auftrag, das Evangelium in der heutigen Welt zu verkünden. Solange der Blick introvertiert auf die Kirchen, so wie sie heute sind, gerichtet bleibt, wird die Annäherung mit kleinen Schritten weitergehen. Die Kirchen sind gemeinsam in die Welt gerufen. Sie sollen die Botschaft vom Reiche Gottes durch ihr Wort, aber nicht weniger durch die Art und Weise ihrer Existenz bezeugen. Gegenüber der Ungerechtigkeit sollen sie sich als Ferment der Gerechtigkeit erweisen; gegenüber der Angst vor der Zukunft als Quelle der Ermutigung; gegenüber der

Zerstörung der Gemeinschaft als Kraft der Sammlung. Der Schrei der heutigen Welt nach dem befreienden Worte Gottes ist so stark, dass die Sorgen der Kirchen einzig darin bestehen darf, wie sie dieses befreiende Wort gemeinsam bezeugen.

Bern, im Mai 1981

*Schweizerischer Evangelischer
Kirchenbund
Der Vorstand*

Der aktuelle Kommentar

Das Erbe der Reformation einbringen

1. Zum Kontext

Die vorgesehene Begegnung mit Papst Johannes Paul II. war für den Vorstand des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes Anlass, «zu zeigen, wie er aufgrund des reformatorischen Erbes die ökumenische Bewegung versteht und mit welchen Überzeugungen und Hoffnungen er an andere Kirchen herantritt». Damit ist bereits gesagt, dass das Memorandum «Die evangelischen Kirchen der Schweiz in der ökumenischen Bewegung» – wir dokumentieren es in dieser Ausgabe – ein Text ist, der einerseits langfristig angelegt ist, wie auch Lukas Vischer an der Pressekonferenz vom 14. Mai unterstrich, und andererseits auch an die evangelischen Kirchen selbst gerichtet ist.

Im Unterschied dazu ist die Erklärung der evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich vom 4. Mai «Zur ökumenischen Situation in der Schweiz» ein kurzfristiger und meines Erachtens zudem kurzgreifender Text. Während das Memorandum nach dem fragt, was die evangelischen Kirchen alles in die ökumenische Bewegung einbringen können, beschränkt sich die Erklärung des Kirchenrates des Kantons Zürich praktisch auf die Befürchtungen in bezug auf neueste Entwicklungen in der römisch-katholischen Kirche und den Papstbesuch. Diese Befürchtungen werden zudem nicht als Befürchtungen zum Ausdruck gebracht, sondern mit apodiktischen Schlagworten auf eine unangemessene Ebene gebracht.

So werden neueste Entwicklungen als Tendenzwende interpretiert und pauschal disqualifiziert: «Es sind insbesondere gewisse deutliche Erscheinungen eines wieder erwachenden Triumphalismus, einer neuen Betonung des Papalismus, eines neuen straffen Dogmatismus und eines gesetzli-

chen Moralismus, die uns ernsthafte Sorgen bereiten und die auch in weiten katholischen Kreisen auf Kritik stossen... Wir halten die Frage, inwiefern diese Tendenzwende die künftigen, so hoffnungsvoll angebahnten Beziehungen zwischen der römischen und den reformatorischen Kirchen positiv oder negativ beeinflusst, für das ökumenische Hauptproblem von heute, das nicht mit beschwichtigenden Erklärungen übergangen werden darf.» Nichts gegen eine differenzierende und differenziertere Kritik bzw. das Einbringen der Sorgen, aber eine Kritik, die vergisst, dass auch der Kritiker von seiner eigenen Geschichte her von einer Last begleitet wird – was das Memorandum des Kirchenbundes ausdrücklich bedenkt –, ist eine Einladung zu einem belasteten und belastenden Gespräch. Ähnlich hart spricht die Zürcher Erklärung die – in mancher Hinsicht durchaus nicht unberechtigten – Bedenken gegenüber dem äusseren Verlauf des Papstbesuches aus: «Wir verhehlen uns auch nicht, dass dieser grossangelegte Papstbesuch in weiten Kreisen der Bevölkerung auf Skepsis stösst und Befürchtungen weckt, es möchten sich Demonstrationen eines kirchlichen Schaugepräges wiederholen, die nicht zum Stil und zur Gesinnung unseres Landes passen.»

Ein katholischer Leser hat aber nicht nur mit der Sprache der Zürcher Erklärung seine Schwierigkeiten, sondern auch mit der Verbindlichkeit der Erklärung im Vergleich zum Memorandum des Kirchenbundes. Denn von der Kirchenordnung her eignet der Erklärung eines Kirchenrates bzw. einer Landeskirche eine ganz andere formale, um nicht zu sagen kirchenrechtliche Verbindlichkeit als einem Memorandum des Kirchenbunds vorstandes. Der Kirchenbund kann nämlich für seine Mitgliedkirchen keine verbindlichen bzw. verpflichtenden Erklärungen abgeben, so dass sich auch hier die Frage stellt, in welcher Hinsicht ein Gespräch mit dem Kirchenbund überhaupt verbindlich sein kann. Diese Frage ist im übrigen auch im Zusammenhang mit den institutionellen zwischenkirchlichen Gesprächen gestellt, weil von den unterschiedlichen Ordnungen der am Gespräch beteiligten Kirchen nicht abgesehen werden kann. Während so auf römisch-katholischer Seite die Bischofskonferenz und auf christkatholischer Seite Bischof und Synodalrat mit einer verhältnismässig klaren Verbindlichkeit Ergebnisse des theologischen Gesprächs gutheissen können, ist dies auf Seiten des Kirchenbundes nicht der Fall. So ist die Frage, die von katholischer Seite gestellt wird, wer in der Schweiz denn *der* evangelische Gesprächspartner sei, auch eine sehr praktische.

In bezug auf das Memorandum lässt sich zumindest sagen, dass es nicht unverbindlich ist, dass seine Verbindlichkeit letztlich aber allein aufgrund seiner theologischen Qualität und kirchlichen Relevanz gegeben ist. Das heisst, ob seine Argumentation trägt und ob sich die evangelischen Kirchen darin erkennen können. Seine Verbindlichkeit ist also nicht zum vornherein gegeben, sondern wird sich erst noch erweisen müssen. Also auch in dieser Beziehung ein langfristig angelegter Text.

2. Zum Text

Das Memorandum umfasst nebst der Einleitung sieben Abschnitte, in denen zusammengefasst wird, was die Reformierten im Blick auf die ökumenische Bewegung bewegt. Weil der Begriff «ökumenisch» vieldeutig ist bzw. für verschiedene Konzeptionen steht, soll dabei auch der Weg deutlich werden, den gemeinsam zu beschreiten die evangelischen Kirchen vorschlagen. So ist denn in jedem Abschnitt eine Einsicht beschrieben, die den Reformierten wichtig ist und die ihres Erachtens die ökumenische Bewegung einige Schritte vorwärtsbringen könnte.

Der erste Abschnitt bedenkt den Zusammenhang zwischen der Reformation und der ökumenischen Bewegung. Wie die Reformatoren keine eigenen Kirchen gründen, sondern die ganze Kirche erneuern wollten, geht es der ökumenischen Bewegung um die gemeinsame Arbeit an der Erneuerung des Zeugnisses der Kirche vor der Welt. «Aus dieser Sicht lässt sich sagen, die Reformation finde in der ökumenischen Bewegung heute eine Fortsetzung.»

Den Reformatoren, so der zweite Abschnitt, ging es um die Mitte des Evangeliums, das heisst darum, dass das Heil einzig von Jesus Christus kommt. Und dieses Primäre müsse die Kirchen verbinden und ermögliche ihnen zugleich, der Vielfalt in Zeugnis und Praxis Raum zu geben. «Diese Konzentration auf die eine Quelle des Heils ist auch im Hinblick auf die Annäherung der Kirchen von grösster Bedeutung. Sie ist die Voraussetzung dafür, dass die Kirchen den Weg zueinander finden können.» In diesem Zusammenhang steht der Vorbehalt gegen Marienfrömmigkeit und Marienlehre.

Im dritten Abschnitt geht es mit der Formel von «Priestertum aller Gläubigen» darum, dass in der Kirche alle Glieder beteiligt sind und jeder zum Zuge kommt; und zwar so, dass von der Kirche als konzipierter Gemeinschaft gesprochen werden kann, in der die Leitung durch synodale und kollegiale Gremien ausgeübt wird. In diesem Zusammenhang steht denn auch der Vorbehalt gegen das Papstamt, aber

auch die selbstkritische Anmerkung, dass das Priestertum aller Gläubigen auch in den evangelisch-reformierten Kirchen noch eine unerfüllte Vision ist.

Die Reformation, dies ist das Anliegen des vierten Abschnitts, mag von aussen her als Bruch erscheinen, für die geistliche Erfahrung der aus der Reformation hervorgegangenen Kirchen bestimmt sie das Verständnis der Verheissung, wie die Kirche in der Wahrheit erhalten bleibt. «Die Kirche geht nicht einen triumphalen Weg durch die Jahrhunderte. Sie lebt vielmehr (in Auferstehungen).»

Der sechste Abschnitt nennt drei seelsorgerliche Anliegen. Das erste betrifft die gegenseitige Anerkennung der Kirchen als Kirchen Jesu Christi; beim zweiten geht es um die gemeinsame Feier des Abendmahls; beim dritten schliesslich um Fragen in bezug auf die bekenntnisverschiedenen Ehen, zum einen um das Ehehindernis der Bekenntnisverschiedenheit und zum andern um die Gewährung gegenseitiger eucharistischer Gastfreundschaft.

Der letzte Abschnitt enthält ein Bekenntnis zum Ökumenischen Rat der Kirchen (und zur Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen in der Schweiz). Denn die evangelischen Kirchen verstehen die ökumenische Bewegung «als eine vorläufige Gemeinschaft von Kirchen, die sich entschlossen auf dem Weg zu vollerer gegenseitiger Anerkennung befinden». In dieser Sicht bezeichnete Lukas Vischer den Ökumenischen Rat als das Instrument, «das der Einheit der Kirchen am wirksamsten dienen kann». Dabei gehört zur Einheit der Kirche wesentlich ihr Auftrag, «das Evangelium in der heutigen Welt zu verkünden», so dass Lukas Vischer die Introvertiertheit der Kirchen als das grösste Hindernis zur Einheit bezeichnen konnte.

3. Zum Gesprächsangebot

Das Memorandum will, wie der Präsident des Kirchenbundsvorstandes Jean-Pierre Jornot einleitend versicherte, keine Kampfschrift sein, sondern eine Aussage, wobei die offenen Fragen nicht unterschlagen werden. Denn bei einer Begegnung mit dem Papst wolle der Kirchenbundsvorstand einerseits mit dem Papst beten, andererseits ihm aber auch Fragen stellen. Diese Fragen, die im Memorandum bei den einzelnen Themen aufgeworfen werden, stellte an der Pressekonferenz Bernard Reymond, der im Kirchenbundsvorstand dem Departement Theologie vorsteht, zusammen. Aus dem Kontext des Memorandums herausgelöst wirkten sie härter, so dass der Schweizerische Evangelische Presbiterienrat gar von einer andern Akzentsetzung schrieb. Bernard Reymond räumte

seinerseits ein, dass diese Fragen «schwierig und dornig» seien, sie heute aber stellen zu können sei durch das gewachsene Vertrauen möglich geworden.

In zwei Fragen erklärte er der römisch-katholischen Kirche zunächst sein «non possumus». Das eine betrifft die Marienfrömmigkeit und die Marienlehre, insofern sie verselbständigt worden sind. Das andere die päpstliche Unfehlbarkeit, insofern die Wahrheitsfindung hierarchisch und nicht synodal erfolgt.

In bezug auf die Marienfrömmigkeit sieht die reformierte Position in der Betonung Marias eine Beeinträchtigung der einzigartigen Stellung Christi. Die gegenteilige Position, anzuerkennen, dass die Rolle Marias bei der Offenbarung des Heils auch im Leben der Kirche heute zum Ausdruck gebracht werden muss, ist eine Tradition nicht nur der römisch-katholischen Kirche. Beiden Positionen würde es gut tun, zu überlegen, welchen Aspekt des Evangeliums die gegensätzliche Tradition zum Tragen bringt, so dass ein fragloses «non possumus» kaum weiterhilft. Ähnliches wäre in bezug auf die päpstliche Unfehlbarkeit zu sagen, die als isolierte Fragestellung ein Gespräch kaum in Gang bringen kann. Bernard Reymond unterstrich, um Missverständnissen vorzubeugen, dass die Frage an das Papstamt gestellt werde, dass nicht der konkrete Amtsträger und noch weniger Johannes Paul II. angegriffen werden. Mit dieser Fragestellung gerät das Gespräch allerdings in die schwierigsten Fragenkreise: Wie ist die Wahrheit das Evangeliums zu erkennen und verbindlich zum Ausdruck zu bringen? Wie ist die Kirche zu leiten, und wie hat sie ihr Lehramt auszuüben? Es darf in diesem Zusammenhang auch daran erinnert werden, dass sich in der Schweiz die Evangelisch-Römisch-katholische Gesprächskommission mit diesen Fragen im Zusammenhang mit der Frage nach dem Amt der Kirche und in der Kirche seit Jahren abmüht.

In drei Hinsichten erklärte Bernard Reymond sodann Grund zu Unzufriedenheit zu haben. Erstens: dass die Bekenntnisverschiedenheit ein Ehehindernis ist, zweitens: dass keine bedingungslose Interkommunion gewährt wird, drittens: dass die Amtshandlungen nicht anerkannt werden (verschärft noch durch die reformierte Praxis der Zulassung der Frau zum kirchlichen Amt).

Während der erste Grund auch von der Synode 72 geltend gemacht wurde, sind die beiden anderen doch eigentlich praktische Folgen der ungeklärten Amtsfrage bzw. der unterschiedlichen Traditionen, so dass sie unversehens zu den theologischen Kontroversfragen zurückführen. Bernard Rey-

mond selber sagte es eigentlich, wenn er diese Gründe in den Kontext des Postulates der gegenseitigen Anerkennung als Kirchen stellte.

Abschliessend stellte Bernard Reymond zwei reformierte Erfahrungen heraus, die als Beitrag in den ökumenischen Prozess eingebracht werden müssten. Zum einen die Erfahrung mit der kollegialen Leitung der Kirche und zum andern die Forschungs- und Lehrfreiheit der Theologie bzw. der Theologen in der Kirche.

Nach reformiertem Verständnis – und vielleicht ist gerade hier ein verhältnismässig weitgehendes Einverständnis zu erreichen – sind diese beiden Erfahrungen Elemente einer konziliaren Praxis. Zugleich ist damit ein Schritt über das Lehrmässige hinaus getan, insofern nämlich die Erfahrung ins Spiel gebracht wird. «Sicherlich dürfen Erkenntnis und Erfahrung nicht gegeneinander ausgespielt werden, aber sie können auch nicht voneinander getrennt werden, wie es die Versuchung besonders der westlichen Theologie, erst recht der Streittheologie der letzten Jahrhunderte gewesen ist».¹ Das Memorandum selber bringt Erfahrungen zur Sprache, Erfahrungen der evangelischen Kirchen, und in den Antworten der römisch-katholischen Kirche werden gewiss auch Erfahrungen einzubringen sein, Erfahrungen eben einer katholischen Kirche. Über diesen Erfahrungsaustausch hinaus bleibt zu bedenken, was an gemeinsamer Erfahrung bereits möglich war und ist, und welche gemeinsamen Wege aufgrund gemeinsamer Erfahrungen möglich wurden – und zu gehen bleiben.

Rolf Weibel

¹ Albert Ebnetter, Ökumene in der Schweiz in katholischer Sicht, in: Joachim Müller (Hrsg.), Katholische Kirche Schweiz heute, Freiburg 1981, 68.

Berichte

80 Jahre Caritas Schweiz

Die Caritas Schweiz wolle nicht alle Probleme selber lösen, sondern *andere* befähigen, Probleme zu lösen, erklärte Elisabeth Blunschy-Steiner als Caritas-Präsidentin zu Beginn der im Rahmen der ordentlichen Generalversammlung durchgeführten Pressekonferenz. Andere, das sind zum einen jene, die in der Lage sind, anderen zu helfen; deshalb legte die Caritas den Schwerpunkt der Inlandtätigkeit auf die Pfarreiarbeit und beteiligte sich letztes Jahr an den Fortbildungskursen des Bis-

tums Chur zum Thema «Pfarrei und Diakonie». Zum andern ist damit eine Hilfe gemeint, die die Hilfsbedürftigen so fördert, dass sie sich selber helfen können; so wird bei der Auslandhilfe auf die Partnerschaft gesetzt. «Je längerfristiger sich eine Aufgabe stellt, desto dringender ist ein qualifizierter Partner gefordert, so bei Hungersprogrammen, Wiederaufbau- und Rehabilitationshilfen, Sozial- und Entwicklungsprojekten. All diese Programme beinhalten eine Verhaltensänderung bei den Betroffenen», schreibt der Leiter der Auslandhilfe im Jahresbericht.

Es ist zweifellos die Stärke der Caritas Schweiz, dass sie ihre Auslandhilfe in partnerschaftlicher Zusammenarbeit mit ihren Partnerorganisationen an Ort durchführt und auf diese Weise den Paternalismus pragmatisch überwindet. Dieser Pragmatismus ist meines Erachtens aber auch ihre Schwäche, insofern sie wenig reflektiert, wie soziale Gerechtigkeit in einem Land der Dritten Welt eine Frage der sozialen Gerechtigkeit nicht nur im Kontext dieses Landes, sondern auch eine «internationale soziale Frage» ist. Auf eine diesbezügliche Frage antwortete die Caritas-Präsidentin, dass die Caritas Schweiz ihre Aufmerksamkeit auf die konkreten Projekte verwende, ideologisch aber zurückhaltend und vorsichtig im urteilen und vor allem im verurteilen sei. Der ergänzende Hinweis des Caritas-Direktors Fridolin Kissling, die entwicklungspolitischen Fragen seien komplexer als ideologische Schlagworte glauben machen wollen, ist nicht zu bestreiten, lässt aber die Frage unbeantwortet, ob ein Werk, das sich so in Entwicklungsprojekten engagiert, sich aus der entwicklungspolitischen Diskussion bei uns heraushalten dürfe, zumal dies zu einem Theoriedefizit führen muss.

Fremdbestimmt

Die Entwicklungsprojekte der Caritas gehören zum längerfristigen Aufgabenbereich, der auch entsprechend geplant werden kann. Für den kurzfristigen Aufgabenbereich hingegen ist eine Planung, die Prioritäten setzt, problematisch, erklärte der Caritas-Direktor vor der Presse. «Die Caritas Schweiz wird oft derart von aktuellen Ereignissen (fremdbestimmt), dass eine sorgfältige Planung von heute auf morgen überholt sein kann.» Er veranschaulichte dies am Beispiel der Flüchtlingshilfe und der Auslandhilfe. Bei einem Gesamtaufwand der Caritas Schweiz von rund 46 Millionen Franken im letzten Jahr entfallen auf die Flüchtlingshilfe über 20 Millionen, während das Budget mit 12 Millionen gerechnet hatte. Denn 1980 gewährte die Schweiz 4698 Flüchtlingen Asyl, was ge-

genüber dem Vorjahr eine Zunahme von 13% bedeutet; 3022 Flüchtlinge wurden von der Caritas übernommen, was gegenüber dem Vorjahr eine Zunahme von 30% bedeutet.

Zu diesem quantitativen kam noch das qualitative Moment. Die Integrationsarbeit ist besonders bei den indochinesischen Flüchtlingen viel anspruchsvoller geworden, so dass zum einen die Flüchtlingsdienste der Zentrale wie der Regionalen Caritas-Stellen verstärkt werden mussten. Zum andern kam damit das System der Betreuergruppen zum Tragen, was neue Erfahrungen ermöglichte, wie der Caritas-Direktor betonte. «Zur Zielsetzung der Caritas Schweiz haben wir immer betont, dass es uns nicht um eine aktive Caritas, sondern um eine sozial aktive Kirche, um sozial engagierte Gemeinschaften und Gruppen geht. Dieser Zielsetzung sind wir gerade durch die Flüchtlingsarbeit ein Stück näher gekommen: wir haben für die Betreuung der indochinesischen Flüchtlinge fast 10000 freiwillige Mitarbeiter gefunden, die in Gruppen organisiert wurden. Diese Gruppen haben in ihrer Arbeit mit den Flüchtlingen durch vielseitige Information und gegenseitigen Erfahrungsaustausch und auch dank der (Begleitung) durch Animatoren nicht nur Lösungen für konkrete Probleme gefunden; es wurden so auch Schwachstellen unserer Gesellschaft erfahren. Nicht wenige dieser Gruppen beginnen heute, sich um Sozialprobleme ihrer eigenen angewohnten Umgebung zu kümmern. Darin liegt eine Hoffnung für die eben erwähnte Grundfunktion der Caritas, und man kann heute schon voraussagen, dass sich die Arbeit mit den indochinesischen Flüchtlingen lohnen wird. Viele Freiwillige haben das Feld gefunden, auf dem sie soziales Verhalten in einer ganz neuen Situation einüben und Nöte unserer Zeit erkennen können.»

Wie die Caritas Schweiz heute die Katastrophenhilfe auf eine langfristige Aufbauhilfe anlegt, erläuterte Bruno Strelbel von der Abteilung Auslandhilfe anhand des süditalienischen Erdbebengebietes. Katastrophen, mit denen es die Hilfswerke zu tun haben, ereignen sich nur in armen, unterentwickelten Gegenden. Deshalb ist jede Katastrophe trotz des menschlichen Leids und der materiellen Schäden, die sie verursacht, auch eine Chance für eine echte und langfristige Entwicklung der betroffenen Gegend. Denn eine Katastrophe weckt einerseits «innerhalb der betroffenen Bevölkerung die psychologische Bereitschaft, alte Strukturen zu hinterfragen und Neuerungen anzunehmen». Und andererseits «wird durch die Publizität einer solchen Situation auch die nähere und weitere Umgebung auf

die tieferliegenden Probleme des Gebietes aufmerksam. Eine weltweite Mitverantwortung wird angeregt, die zur Erarbeitung von möglichen Verbesserungen und zur grosszügigen Bereitstellung der notwendigen Geldmittel führt.» In diesem Sinne will die Caritas Schweiz auch in Südtalien wirken, und so plant sie beim Wiederaufbau «nach Möglichkeit sogenannte integrierte, das heisst umfassende Projekte, die über den Wiederaufbau der früheren Bausubstanz hinaus eine echte Entwicklung der Region ermöglichen». Ihr stehen dafür heute insgesamt rund 10 Millionen Franken zur Verfügung.

Bruno Strelbel verschwieg dabei nicht die begangenen Fehler bei der Soforthilfe und die Schwierigkeiten des Wiederaufbaus infolge der komplexen sozialen und politischen Verhältnisse wie fehlende Koordinationsbereitschaft der lokalen Behörden, parteipolitische Zerstrittenheit, Klientelismus und Mangel an Führungskräften. Dass die Caritas sich so gegen rasche Projekterfolge – zum Beispiel Wohnraum in Form von aus dem Ausland oder auch dem industrialisierten Norditalien importierten Vorfabrikaten – und für eine effiziente und langfristige Hilfe entschieden hat, verlangt allerdings auch von den Spendern Einsicht in die Zusammenhänge ab. Auf die Spender angesprochen, erklärte der Caritas-Direktor, dass alle Hilfswerke zusammen damit rechnen, dass 10% der Bevölkerung zu ihren Spendern zu rechnen sind und dass auch für die Caritas Schweiz die Frage anstehe, wie die Spender zu motivieren sind. Dabei sei sie auf der Suche nach «neuen Wegen, die den Zugang zum Herzen eröffnen»; in diesem Zusammenhang haben auch die Verkaufsstellen «Fairness-Shop» ihre besondere Bedeutung.

«Monsieur Vincent»

Im Zeichen des Jubiläums stand der thematische Teil der Generalversammlung unter dem Thema «80 Jahre Caritas Schweiz – Die Caritas Schweiz in den 80er Jahren». In der einleitenden Überlegung bezeichnete Alois Odermatt, Leiter des Schweizerischen Pastoralsoziologischen Instituts, die Caritas Schweiz bzw. den Schweizerischen Caritasverband als Kind des Katholizismus, der im Wandel begriffen ist. Es könnte deshalb hilfreich sein, Konkretisierungen des Caritasgedankens in früherer Zeit zu befragen. Dass Vinzenz von Paul vor vierhundert Jahren geboren wurde, sei der äussere Grund, gerade ihn und sein Werk zu befragen, der innere Grund sei, dass «Monsieur Vincent» am Anfang der Epoche der Industrialisierung stehe, die in unserer Zeit zu Ende gehe.

In einem weit ausholenden Referat beachtete sodann Bernhard Krabbe, wissenschaftlicher Assistent am Institut für Caritaswissenschaft der Universität Freiburg i.Br., «Eine Herausforderung – auch für heute: Vinzenz von Paul (1581–1660)». Dabei zeichnete er das Bild dieses Mannes nach, indem er an die wichtigsten Stationen seines Lebensweges erinnerte. Vinzenz von Paul brauchte seine Zeit, bis er seinen Weg fand, der ihn dazu führte, den Armen die Frohbotschaft zu bringen und ihnen zugleich in ihrer Not zu helfen. Markante Stationen dieses Weges sind seine Gründungen, deren erste in das Jahr 1617 fällt, in dem er Pfarrer von Châtillon-les-Dombes wurde.

Er selbst berichtet: «Als ich mich anleidete, um die Hl. Messe zu lesen, sagte man mir, in einem Haus – etwa eine Viertel Meile von dort – seien alle krank, niemand sei übrig geblieben, der den andern helfen könne und alle seien in unsagbarer Not. Dies rührte fühlbar mein Herz.» Und Bernhard Krabbe fährt weiter: «In der Predigt während dieser Messe kommt er auf die unglückliche Familie zu sprechen. Als er am Abend des gleichen Tages zu den Kranken hinausgeht, stellt er zu seiner grossen Freude und Verwunderung fest, wie sehr seine Worte während der Predigt gewirkt haben. Das ganze Dorf hatte sich auf den Weg gemacht, den verlassenen Kranken zu helfen. Vinzenz ist nun fest davon überzeugt, dass es nicht an Liebe bei den ihm anvertrauten Menschen fehlt, dass man diese nur organisieren müsse... Drei Tage später gründet er die erste Confrérie des Dames de la Charité, die erste Caritasbruderschaft. Die wohlhabenden Frauen des Ortes, so ist die Idee, besuchen die Armen und Kranken, pflegen und versorgen sie mit allem Lebensnotwendigen.»

Die zweite Gründung entsprang seiner Sorge um die religiöse Bildung des Volkes. Frankreich hatte mit 20 Millionen Einwohnern wohl 4 Millionen Priester, viele von ihnen waren aber Analphabeten und «gleichermassen ahnungslos, faul und auch trunksüchtig» (André Dodin). Da weder die Jesuiten noch die Oratorianer seines langjährigen Freundes Pierre Bérulle Seelsorger auf dem Lande werden wollten, gründete er 1625 die Congrégation de la Mission, deren Aufgabe die Durchführung von Volksmissionen war. Der Erzbischof von Paris überlässt der Kongregation das bisherige Augustinerpriorat St. Lazare, was den Missionaren den Namen «Lazaristen» einträgt, und gibt so der Gründung den äusseren Rahmen.

Die dritte Gründung hat damit zu tun, dass das anfangs so grosse Engagement bei vielen Damen in den Bruderschaften nach

und nach abnahm. Er gewann dafür die wohlhabende Witwe Louise de Marillac. Sie soll, wie Bernhard Krabbe ausführte, «einfache Mädchen vom Lande bei sich aufnehmen, sie für den Dienst bei den Armen qualifiziert ausbilden und den Bruderschaften als Helferinnen zur Seite stellen. Neben die Damen treten nun die «Filles de la Charité», die «Töchter der Nächstenliebe».» Weil es Monsieur Vincent darum ging, den Notleidenden dort zu helfen, wo sie sind, wollte er aus seinen «Filles» auf keinen Fall Ordensschwester machen. Sie sollten ihre Aufgabe in der Welt, nicht hinter Klostermauern tun. Er sagte: «Als euer Kloster habt ihr die Krankenhäuser, als Zelle euer Mietzimmer, als Kapelle die Pfarrkirche, als Kreuzgang die Strassen der Stadt, als Klausur den Gehorsam, als Gitter die Todesfurcht und als Schleier die Demut. Als Beruf das Vertrauen in Gottes Vorsehung, die Hingabe all dessen, was ihr besitzt.»

Diese Gründungen sind verbunden mit vielfältigen Aktivitäten, deren anforderndste die Begegnung mit der Not wurde, die die militärische Besetzung ganzer Provinzen in den frühen vierziger Jahren und der Bürgerkrieg zehn Jahre später verursachten. Gerade hier erwies sich Vinzenz von Paul denn auch als «Grossstrategie der Brüderlichkeit» (Victor Conzemius).

Herausforderungen heute

Rückblickend auf diesen Lebensweg und dieses Lebenswerk erklärte Bernhard Krabbe, dass Vinzenz von Paul eine Herausforderung auch für heute sei, weil er dies zu sagen hat: «Es geht uns als Christen um mehr als um Philanthropie, um mehr als um alle notwendige fachliche Sozialarbeit. – Indem wir dem Menschen helfen, der in irgendeiner offen zutage tretenden oder verdeckten Not ist, leisten wir einen Dienst, ja sogar einen primären Dienst für Gott und treten mit dem Notleidenden in die grundlegende Solidarität, in die sich Christus begeben hat. – Dieser Dienst für Gott im Menschen an meiner Seite oder irgendwo in der Welt erfordert Phantasie und Mut für Innovationen, erfordert Mut, Weichen zu stellen. Weichen, die notwendig sind, um nicht in Ausweglosigkeit stecken zu bleiben. – Und schliesslich können wir wohl von Vinzenz lernen, dass wir bei aller Nüchternheit, bei allem notwendigen Einsatz unseres modernen Know-how, bei aller Inanspruchnahme unserer Kräfte doch gelassen auf die Hilfe Gottes vertrauen dürfen.»

Im anschliessenden Podiumsgespräch, das sich im Rahmen der von Alois Odermatt gestellten Fragen bewegte, kamen verschiedene Aspekte vor allem der Caritasar-

beit zur Sprache. So begrüßte Beda Marthy, der Leiter der Abteilung Inlandhilfe, die Einführung des Ständigen Diakonats auch deshalb, weil heutige Not im Inland gerade auch die Sinnfrage ist und weil für geistige Hilfe mehr investiert werden sollte. Fridolin Kissling erinnerte an die Eingabe der Caritas Schweiz an das Interdiözesane Pastoralforum, in der festgestellt wird, dass die neuen Nöte an den kirchlichen Strukturen vorbeigehen, dass die kirchlichen Dienste die Menschen in neuen Nöten zu wenig erreichen. Er gab zudem zu bedenken, dass die Spender aus eher kirchennahen Kreisen stammen, persönliches soziales Engagement aber eher in kirchenfernen Kreisen zu finden sei. Deshalb plädierte er für «Übungsräume» im Raum der Kirche. Und Beda Marthy ergänzte, das Stichwort von der «Basisdemokratie des Helfens» (Der Spiegel) aufnehmend, nachdem in den letzten fünf Jahren die Grundlagen der Inlandhilfe erarbeitet worden seien, würde in den kommenden Jahren die Basis mit der professionellen Mithilfe rechnen können.

Nachdem Vinzenz von Paul zu seiner Zeit für die Verbindung von Verkündigung und *Diakonie* eingestanden ist, bleibt der Kirche unserer Zeit offenbar, zur Verbindung von *Diakonie* und *Verkündigung* Sorge zu tragen.

Rolf Weibel

Kirche Schweiz

Dekane als Delegierte der Seelsorger

Die Dekane der Diözese St. Gallen, die alle vier Jahre von den vollamtlichen Seelsorgern ihres Dekanates gewählt werden und somit als Delegierte der Basis mehrmals jährlich mit dem Bischof und den übrigen Mitgliedern der Bistumsleitung zur Beratung zusammentreten, hatten vorgängig der letzten Dekanenkonferenz zusätzlich als Delegierte im eigentlichen Sinn des Wortes zu amten. Sie bilden nämlich einmal jährlich die Delegiertenversammlung der 1980 neu strukturierten Hilfskasse der Seelsorger des Bistums St. Gallen. Unter dem Vorsitz von Domkustos Anton Dörig genehmigte sie die Jahresrechnung der Hilfskasse und der von ihr verwalteten Priesterhäuser Donner in Altstätten. Dem Jahresbericht konnte entnommen werden, dass eine erfreuliche Zahl von vollamtlich

tätigen Laienseelsorgern freiwillig der Hilfskasse beigetreten ist. Die 1980 vorgenommene Neustrukturierung brachte der Hilfskasse neue Statuten und damit im Zusammenhang eine erweiterte Zweckbestimmung.

An der eigentlichen Dekanenkonferenz galt die Aufmerksamkeit zunächst dem Stand der Vorarbeiten im Hinblick auf die Einführung des «Gotteslobes» anstelle des heutigen KGB. Dr. Franz Demmel, Zürich, berichtete über die bisherigen Vorarbeiten und die von der Kommission angestellten Überlegungen, erinnerte auch an den Grundsatzbeschluss der DOK von 1977, zu einem noch zu bestimmenden Zeitpunkt auf das «Gotteslob» hinüberzuwechseln. Bereits heute ist dieses Gebet- und Gesangbuch in allen deutschsprachigen Regionen einschliesslich Südtirol, Luxemburg und der DDR im Gebrauch. Einzig die deutschsprachige Schweiz verwendet noch das KGB. Die Dekane der Diözese St. Gallen wurden aufgefordert, in ihren Dekanaten Vorschläge und Anregungen für den geplanten schweizerischen Anhang zum «Gotteslob» zu sammeln, in den eine grössere Anzahl von Liedern aufgenommen werden kann, welche im eigentlichen «Gotteslob» fehlen, bei uns aber sehr geschätzt sind.

Über den Stand der inzwischen sistierten Vorbereitungen im Hinblick auf den Papstbesuch in der Schweiz und über einige interdiözesane Probleme orientierten Bischof Dr. Otmar Mäder und Bischofsvikar Dr. Ivo Fürer. Im Anschluss an diese Ausführungen entspann sich eine rege und für alle Beteiligten fruchtbare Diskussion. Ende Juni 1981 läuft die vierjährige Amtsperiode der Dekane ab. Bis dahin sind Neuwahlen zu treffen.

Arnold B. Stampfli

Hinweise

Ferien-Aushilfe

In den Monaten Juli und August 1981 bin ich in der Schweiz. Gegen Wohn-, Koch- und Einladungsrecht von Gästen würde ich Werktags- und Sonntagsgottesdienste für je etwa 14 Tage übernehmen. Bevorzugte Gegenden: Umgebung von Bern und Luzern, Hinterthurgau und Obergoms (VS). Thomas Hasler, 1372 Stratford Ave, Bronx N.Y. 10472, USA.

Amtlicher Teil

Bistum Basel

Priesterweihe

Am 24. Mai 1981 weihte Diözesanbischof Anton Hänggi in der Klosterkirche Fischingen Fr. *Meinrad Loser* OSB zum Priester. Der Neugeweihte ist seit 140 Jahren der erste Mönch der Benediktinergemeinschaft Fischingen, der in der Klosterkirche Primiz feiern konnte.

Opfer für das Kollegium St-Charles in Pruntrut

Das Opfer für das Kollegium St-Charles, das am 14. Juni 1981 aufgenommen werden soll, ist ein Werk der Solidarität mit der sprachlichen Minderheit in unserer Diözese Basel. Unser Bistum hat einen besonderen Grund, das Kollegium zu unterstützen, da aus dieser Schule so zahlreiche Priesterberufe hervorgegangen sind, dass wir im Kanton Jura die Belastung des Priestermangels weit weniger verspüren als anderswo. Bischof Anton Hänggi und Weihbischof Otto Wüst danken allen Seelsorgern, die dieses Opfer empfehlen.

Einführungskurs für Kommunionhelfer

Samstag, 20. Juni 1981, 14.30–17.30 Uhr, findet in Bern ein Einführungskurs für Kommunionhelfer statt. An diesem Kurs können Laien teilnehmen, die bereit sind, die Kommunion während des Gottesdienstes auszuteilen und sie auch Kranken zu bringen. Die Ordinariate empfehlen den Pfarrern, geeignete Laien für diesen Dienst auszuwählen und sie bis zum 12. Juni 1981 beim Liturgischen Institut, Gartenstrasse 36, 8002 Zürich, anzumelden. Die Teilnehmer erhalten vor der Tagung eine persönliche Einladung. Ein weiterer Kurs findet am 12. September 1981 in Zürich statt.

Stellenausschreibung

Die vakante Pfarrstelle von *Fislisbach* (AG) wird zur Wiederbesetzung ausgeschrieben. Interessenten melden sich bis zum 23. Juni 1981 beim diözesanen Personalamt, Baselstrasse 58, 4500 Solothurn.

Bistum Chur

Kapellensegnung und Altarweihe

Anlässlich der Firmreise im Dekanat Obwalden hat Diözesanbischof Dr. Johannes Vonderach am 16. Mai 1981 die restaurierte Kapelle von Flüeli/Pfarrei Sachslen (OW) neu benediziert und den Zelebrationsaltar zu Ehren des heiligen Karl Borromäus geweiht und in ihn zusammen mit den Reliquien des Hochaltares und des Seitenaltars eine Reliquie des heiligen Bruder Klaus eingeschlossen.

Im Herrn verschieden

Hans Schuler, alt Staatsarchivar, Erstfeld

Hans Schuler wurde am 18. November 1908 in Unterschächen geboren und am 7. Juli 1935 in Chur zum Priester geweiht. An seine Tätigkeit als Pfarrhelfer in Amsteg (1935–1941) schloss sich eine mehrjährige Studienzeit und Ausbildung im Kirchenrecht an. Hierauf war er zwei Jahre lang tätig als Vikar in der Pfarrei St. Anton, Zürich. Von 1950 bis 1973 diente er daraufhin dem Kanton Uri als Staatsarchivar. Seither lebte er als Resignat in Erstfeld. Hans Schuler starb am 22. Mai 1981 und wurde am 25. Mai 1981 in Unterschächen beerdigt.

Bistum Sitten

Priesterweihe

Am Sonntag, 24. Mai 1981, hat der Bischof von Sitten, Mgr. Heinrich Schwery, Herrn Diakon *François Lamon*, in der Pfarrkirche von Lens, zum Priester geweiht. Der Neupriester gehört der Kongregation der Chorherren vom Grossen St. Bernhard an.

Bischöfliche Kanzlei

Ernennung

Gemäss Art. 7 und 9 der Statuten des Waisenhauses St. Joseph in Sitten und mit Zustimmung des Domkapitels der Kathedrale von Sitten hat Bischof Heinrich Schwery den Stiftungsrat wie folgt ernannt: Domherr *Henri Bérard*, Pater *German Lagger*, Pater *Christian Martin*, Herrn *Gilbert Fournier*, Herrn *Michel Georgy* und Herrn *Jacques Allet*.

Der Stiftungsrat konstituiert sich selbst für die Amtsdauer von vier Jahren.

Bischöfliche Kanzlei

Bistum Lausanne, Genf und Freiburg

Ernennung

Bischof Dr. Peter Mamie ernennt Herrn *Athanas Thürler* zum Chorherrn an der Liebfrauenbasilika in Freiburg als Nachfolger von Chorherrn Joseph Schafer, der aus gesundheitlichen Gründen zurücktritt. Athanas Thürler behält seine bisherigen Aufgaben als bischöflicher Referent.

Firmungen in der zweiten Jahreshälfte 1981

Im deutschsprachigen Teil finden in der zweiten Jahreshälfte folgende Firmfeiern statt:

11. Oktober: Freiburg St. Peter, Christ-König und Mertenlach (Marly) in der Christ-Königskirche.

18. Oktober: Freiburg St. Theres.

Diakonatsweihe

Am 13. Juni 1981 wird Bischof Dr. Peter Mamie in der St.-Theres-Kirche in Freiburg *Hermann Kolly* zum Diakon weihen. Herzliche Segenswünsche!

Neues Diözesanzentrum

Der Bau des neuen Diözesanzentrums geht dem Ende entgegen. Bereits werden Büroräume bezogen. Das alte Priesterseminar wird im Laufe des Monats Juli geräumt. Die Einweihung durch Bischof Dr. Peter Mamie ist auf den Nachmittag des 18. Oktober 1981 vorgesehen.

Im Herrn verschieden

John Rast, Rektor, Freiburg

Mgr. John Rast, heimatberechtigt in Hochdorf (LU), ist am 23. September 1895 in Lausanne geboren. Am 11. Juli 1926 wurde er in Freiburg zum Priester geweiht. 1926–1929 wirkte er als Vikar zu St. Niklaus in Freiburg. 1929 wurde er Sekretär des SKVV (APCS) für die Westschweiz, Direktor der diözesanen Werke und Chorherr in Liebfrauen Freiburg. 1935 wurde er Privatsekretär des Apostolischen Nuntius in Bern, 1941 Geheimekammerer, 1955 päpstlicher Hausprälat. 1955 wurde er Ar-

chivar im bischöflichen Ordinariat (gleichzeitig Dienste in der Nuntiatur). 1968 wurde er apostolischer Protonotar. Seit 1976 ist er Resignat und blieb als solcher Rektor der Liebfrauenkirche. Er starb am 27. Mai 1981 und wurde am 30. Mai 1981 in der Liebfrauenkirche in Freiburg bestattet.

Verstorbene

Albin Meile, Resignat, St. Gallen

Am Montag nach dem Weissen Sonntag nahm eine in der Pfarrkirche St. Fiden versammelte Gemeinde Abschied von Pfarrer Albin Meile, der am Mittwoch in der Osterwoche im Kantonsspital St. Gallen verstorben war. Alt Bischof Josephus Hasler, an die drei Dutzend Priester, von denen etliche konzelebrierten, Delegationen der Kirchgemeinden von Buchen-Staad und St. Gallen, und viele andere Laien feierten den Gottesdienst, der weitgehend von österlicher Freude geprägt war. Dekan Johannes Sennhauer zeichnete ein Bild des verstorbenen Seelsorgers, rief sein Wirken in Erinnerung und zeigte, wie unendlich viel ein einziger Priester für die ihm anvertrauten Seelen zu wirken vermag.

Albin Meile wurde als Bürger von Mosnang am 18. März 1911 in Lachen am Zürichsee geboren. Nach der am Kollegium St. Fidelis bestandenen Matura widmete er sich in Freiburg dem Theologiestudium. Am Ende des Weikeurses, den er im Seminar St. Georgen absolvierte, wurde Albin Meile zusammen mit elf Mitdiakonen am 28. März 1936 von Bischof Aloisius Scheiwiler zum Priester geweiht. Sein erstes Betätigungsfeld wurde die Kaplanei in Appenzell. Mit ersten priesterlichen Erfahrungen versehen wurde er 1938 als Kaplan nach Wil geschickt, wo er während den Jahren des Zweiten Weltkrieges abwechslungsweise in der Pfarrei- und in der Militärseelsorge – Albin Meile war ein sehr geschätzter Feldprediger – wirkte. 1946 vertauschte er Wil mit der St. Galler Stadtpfarrei St. Fiden. Alle ihm übertragenen Aufgaben packte Vikar Meile auch am neuen Ort mit wachem Geist und mit werkigen Händen an. Besonders geschätzt war die Arbeit, die Seelsorge in den Vereinen. Priesterliche Betreuung wurde mit praktischen Einsätzen auf der Bühne und mit administrativen Arbeiten zu einem sinnvollen Ganzen verbunden. So war die Organisation des Kollektenumtriebes vor der Renovation der Kirche zu einem guten Teil sein Verdienst. Freilich fand er in willigen Vereinsmitgliedern aktive Helfer.

Auf die elf Jahre Vikariat in St. Fiden folgten zweimal elf Jahre Pfarrtätigkeit in Buchen-Staad, elf Jahre vor und elf seit dem Bau der Christkönigskirche droben auf dem Hügel, von dem aus sich die Sicht über die beiden Dörfer Buchen und Staad ergibt. Nicht ganz schmerzlos hat er sich vom alten Kirchlein drunten in Buchen getrennt, das dem Autobahnbau hat weichen müssen. Freude über den Neubau paarte sich mit einer stillen Wehmut. Der Schmerzensmutter wurde auch im neuen Gotteshaus ein würdiger Platz zugewiesen, und bei ihr fand er immer wieder Kraft, die er bei seinen regelmässigen Gängen den Kranken seiner Pfarrei, welche

seine besondere Liebe und Treue spüren durften, weitervermittelte.

Im Jahre 1965, noch vor dem Bau der neuen Kirche, hätte Albin Meile Pfarrer einer grösseren Gemeinde im Rheintal werden sollen. Er winkte ab. In einem Brief an den damaligen Domdekan wies er darauf hin, dass er die Jahre bis zum Kirchenbau schon noch durchstehen werde, und Gott werde dannzumal schon sehen, wie es weitergehe, koste doch nach einem alten Sprichwort ein Kirchenbau einen Pfarrer. Die Bucher und Staader durften ihren Pfarrer auch nach der Einweihung der neuen Kirche behalten. 1979, vielleicht schon früher, begann jener Lebensabschnitt, da die schmerzreiche Mutter Pfarrer Meile besonders in ihre Schule nahm. Wegen seiner zunehmend stärker werdenden Krankheit musste er auf die ihm lieb gewesene Pfarrei resignieren, in den Willen Gottes sich fügen. In einer lichtdurchfluteten Wohnung in St. Gallen, von der aus er das Leben der Stadt vor sich hatte, verbrachte er, immer wieder unterbrochen durch Aufenthalte im nahen Kantonsspital, die letzten Monate seines Lebens. Mit grosser Tapferkeit und Hingabe litt er durch, was ihm an Krankheit und Schmerz auferlegt war. Unter verhältnismässig guten Umständen durfte er fünf Wochen vor seinem Sterbetag die Vollendung seines 70. Lebensjahres feiern. Wer ihm dazu gratuliert hat, erhielt auf Ostern einen persönlichen Dankbrief; es sollte das letzte Zeichen der Freundschaft und der Verbundenheit mit der Aussenwelt werden. Im Priesterfriedhof von St. Fiden hat sein Leib die Ruhestätte gefunden.

Arnold B. Stampfli

Neue Bücher

Hinführung zum Stundengebet

Theodor Schnitzler, Was das Stundengebet bedeutet. Hilfe zum geistlichen Neubeginn, Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1980.

Der Verfasser hat dem Buch, das hier vorzustellen ist, den Untertitel «Hilfe zum geistlichen Neubeginn» gegeben. Schon allein dafür gebührt dem Autor Dank. Er rückt damit etwas in den Blickpunkt, was in so mancher Diskussion um das Für und Wider der Liturgiereform unter den Tisch gefallen ist: Dass es nämlich dem Zweiten Vatikanischen Konzil und der von ihm initiierten Reform unserer gottesdienstlichen Feiern um *eines* gegangen ist und immer noch geht – um die Erneuerung des Lebens unserer Kirche aus dem Gottesdienst heraus. Was manchmal nach einem kleinlichen Streit um nebensächliche Ritusfragen aussehen könnte, erscheint so unter einem ganz anderen Licht und bekommt auch entsprechendes Gewicht.

Dass Th. Schnitzler gerade seinem Buch über das Stundengebet den genannten Untertitel mit auf den Weg gegeben hat, dürfte kein Zufall sein. Denn deutlicher noch als schon zuvor erschienene amtliche Bücher für andere gottesdienstliche Feiern – die Bücher für die Feiern der Aufnahme in unsere Kirche etwa oder das Messbuch – macht das dreibändige Stundenbuch mit den dazugehörigen Lektionärsfasziken klar, dass die eben erwähnte Erneuerung unseres kirchlichen Lebens nur erreichbar ist über die Erneuerung des Lebens jedes einzelnen (Mit-) Gliedes dieser unserer Kirche.

Welchen Weg geht Th. Schnitzler, um dazu Hilfe anzubieten? Die ersten Kapitel des Buches gelten der geschichtlichen Orientierung, zunächst der ausserchristlichen Vorgeschichte (I.) – den religionsgeschichtlichen Spuren des grundmenschlichen Anliegens, das später zur christlichen Liturgia horarum hinführt – und dann einem Gang durch die Geschichte unserer Kirche: das Zeugnis der Väterzeit (II., III.), die monastische Praxis (IV.) sowie «Stundengebet und Volk im Mittelalter» (V.).

Diese Kapitel legen das Fundament für die Sinndeutung des Stundengebets, die anschliessend ausdrücklich formuliert wird – Stundengebet als Memoria Domini (VII.) – und die sodann im Blick auf die einzelnen Elemente der Liturgia horarum entfaltet wird (VIII.).

Auf Anregungen für die alltägliche gottesdienstliche Praxis des Stundengebets (IX.) folgen «historische Skizzen» um «Auswirkungen der Liturgia horarum in bestimmten bedeutsamen Augenblicken» der Geschichte (X.) sowie Interpretationen der O-Antiphonen (XI.).

Charakteristisch für die Darlegungen Th. Schnitzlers ist einmal, wie neben der wissenschaftlichen Kenntnis um die Geschichte und die Theologie der Liturgia horarum beispielsweise auch Brauchtum für aufschlussreiche und solide Auskunft herangezogen wird. Bei alledem berührt sodann die erzählerische Art, in der er den Leser anspricht. Man spürt sein persönliches Bemühen, den Leser für das Stundengebet zu gewinnen bzw. ihm zu einer vertieften Feier der Memoria Domini zu verhelfen. Man lese dazu nur etwa den Abschnitt «Stundengebet des Laien?» (S. 165f.), den er mit einem «fröhlichen Augenzwinkern» (165) schreibt, oder den gleich darauf folgenden «Bettelbrief an die Domkapitel irgendwo» (S. 166–171).

Zum persönlichen Bemühen um den Leser gehört auch – und das sei vor allem noch erwähnt –, dass Th. Schnitzler seinem Buch dankenswerterweise einen Anhang beifügt, der erprobte «Vorschläge für das Singen des Stundengebets in allereinfachster Weise» enthält.

August Jilek

Edith Stein

Waltraud Herbstrith, Das wahre Gesicht Edith Steins, Verlagsgesellschaft Gerhard Kaffke mbH, München 1980.

Die vierte neugestaltete Auflage der Biographie Edith Steins von Herbstrith gibt den Anstoss, auf dieses Buch aufmerksam zu machen und es kurz vorzustellen: Die Verfasserin verwendet für ihre flüssig-lesbaren Ausführungen Unterlagen vom Edith-Stein-Karmel in Köln.

Schwester Teresia Benedicta a Cruce – wie Edith Stein als Ordensschwester hiess (S. 115) – wird in dieser Beschreibung, die wichtigste Etappen ihres Lebens beleuchtet und in die jeweiligen Zusammenhänge stellt, dem Leser sehr realistisch dargestellt und nahegeführt. Das Buch ist auch deshalb faszinierend, weil diese Frau eine Gestalt unseres Jahrhunderts ist. Die Zeitumstände, die politischen Geschehnisse, sind noch bekannt und nachfühbar. Die Persönlichkeit Edith Steins, ihr Engagement und ihre Ausstrahlungskraft werden durch die Lektüre dieses Buches transparent. Dabei ist die Biographie eben keine «fromme Geschichte»; sie lässt aufgrund historischer Fakten das Ringen dieser einzigartigen Frau um ihre eigentliche Berufung in ergreifender Weise miterleben.

Edith Stein, Jüdin, Atheistin, Philosophin, Karmelitin und Märtyrin in den Gaskammern von Auschwitz kann heute zur Orientierungshilfe für viele Menschen werden. Das Buch über diese moderne (kirchlich noch nicht als solche anerkannte) Heilige ist Jugendlichen und Erwachsenen zu empfehlen und dürfte gewisse Leser auch darum beeindruckend, weil diese Biographie so etwas wie eine heute wünschbare «Heiligengeschichte» ist.

Rita Egger

Fortbildungs-Angebote

Motivationskurs «Erneuerung der Pfarrei / Gemeinde von der Basis her»

Termin: 28. September bis 2. Oktober 1981.

Ort: Haus Bruchmatt, Luzern.

Zielgruppe: Seelsorger und kirchliche Mitarbeiter aller Konfessionen sowie Ordensleute; möglichst nicht einzeln, sondern Teams.

Kursziel und -inhalte: Chance und Weg erkennen, wie sich die anonyme Gemeinde zu einer echten Gemeinschaft entwickeln kann. Dazu die

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Rita Egger, dipl. theol., Assistentin, Abendweg 18, 6006 Luzern

Dr. August Jilek, Pastoralassistent, Muttenstrasse 6, 4500 Solothurn

Arnold B. Stampfli, lic. oec., Informationsbeauftragter des Bistums St. Gallen, Steigerstrasse 4, 9000 St. Gallen

Dr. Rosmarie Tscheer, Im Hirshalm 39, 4125 Riehen

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge. Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Hauptredaktor

Dr. Rolf Weibel, Frankenstrasse 7–9

Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern

Telefon 041 - 23 07 27

Mitredaktoren

Prof. DDr. Franz Furger, Obergütschstrasse 14, 6003 Luzern, Telefon 041 - 42 15 27

Dr. Karl Schuler, Bischofsvikar, Hof 19, 7000 Chur, Telefon 081 - 22 23 12

Thomas Braendle, lic. theol., Pfarrer, 9303 Wittenbach, Telefon 071 - 24 62 31

Verlag, Administration, Inserate

Raeber AG, Frankenstrasse 7–9

Briefadresse: Postfach 1027, 6002 Luzern

Telefon 041 - 23 07 27, Postcheck 60 - 162 01

Abonnementspreise

Jährlich Schweiz: Fr. 60.—; Deutschland, Italien, Österreich: Fr. 72.—; übrige Länder: Fr. 72.— plus zusätzliche Versandgebühren. Einzelnummer Fr. 1.70 plus Porto

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Morgenpost.

notwendigen Schritte lernen: Analyse, Zielsetzung, Diagnose und Planung. Vorgesehen: Prospektive Planungsmethode nach Gaston Berger, Impulsreferate, Übungen und Erfahrungsaustausch.

Leitung: Pfr. Dr. Fidel Villaverde, Rom; Pfr. Erich Schlienger, Flumenthal; Dr. Cyrill Meier, Pfarreihelfer, Balsthal.

Träger: Kirche für die Welt.

Auskunft und Anmeldung: Pfr. Erich Schlienger, 4534 Flumenthal, Telefon 065 - 77 16 42.

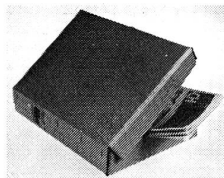
Pastorkurse in den USA

CCUM (Catholic Committee on Urban Ministry) führt an der Universität Notre Dame (in

englischer Sprache) Sommerkurse durch für Priester, Ordensschwwestern und Laien. Dasselbst Unterkunft und Verpflegung. Die Kurse dauern je zwei Wochen, 22. Juni bis 3. Juli und 6.-17. Juli 1981.

Programme: CCUM, Notra Dame, Indiana 46556.

Auskünfte: Rev. Thomas Hasler, 1372 Stratford Avenue, Bronx, N. Y. 10472.



Archivierung der SKZ

Für die Aufbewahrung der laufenden Nummern der **Schweizerischen Kirchenzeitung** sowie für die vollständigen Jahrgänge offerieren wir Ihnen die praktischen, verbesserten Ablegeschachteln mit Jahresetikette. Stückpreis Fr. 4.- (plus Porto).

Raeber AG Postfach 1027 6002 Luzern

Begegnung

Junge Menschen haben Gelegenheit mit einer Gemeinschaft von Schwestern in Kontakt zu kommen. Herzliche Einladung zu einem Wochenende 4./5. Juli ins Mutterhaus nach Menzingen.

Anmeldung bis 27. Juni bei Schwester Elisabeth Maria Sauter, Mutterhaus, 6313 Menzingen, Telefon 042 - 52 11 33



Katechetin

sucht Stelle ab Mitte August 1981. Sie ist bereit zur Mitarbeit

- im Religionsunterricht (1.-5. Primarklassen)
- im Schülertagesdienst
- im voreucharistischen Gottesdienst
- in der Krankenseelsorge
- bei andern Pfarreiarbeiten, nach Absprache

Die Bewerberin ist ausgebildete Primarlehrerin und besitzt mehrjährige Erfahrung in der Katechese.

Auskunft: Bistumsregion Kt. Luzern, Postfach, 6000 Luzern 10, Telefon 041 - 36 20 50

Ein Modell für lebendige Kommunikation und Gesprächsführung in Arbeitsgruppen jeglicher Art:

Die themenzentrierte Interaktion TZI

(nach Ruth Cohn)

Einführungsmethodenkurse 1981

Kursleiterin:	Dr. phil. Elisabeth Waelti, Höhweg 10, 3006 Bern.	
Thema:	Wie kann ich durch lebendiges Lehren und Lernen meine Erlebnisfähigkeit vertiefen und berufliche Konflikte in der Arbeit mit Jugendlichen und Erwachsenen besser bewältigen?	
Adressaten:	Geistliche, Lehrer, Sozialpädagogen, Psychologen und alle, die in kirchlichen, sozialen und andern Berufen neue Wege zum Menschen suchen.	
Termine:	8.-12. Juni 6.-10. Juli 20.-24. Juli	3.-7. August 28. Sept.-2. Oktober 5.-9. Oktober
Ort:	Nähe Fribourg und Olten.	
Kurskosten:	Fr. 270.- (Einzahlung auf Postcheckkonto Waelti 30-66546 gilt als definitive Anmeldung).	
Unterkunft:	Vollpension pro Tag ca. Fr. 38.-	

Eine neue Schweizertonbild-Serie zum Thema

Freundschaft

Verschiedene katechetische Arbeitsstellen haben zusammen mit der «TAU-Produktion» vier Anspieltonbilder für die Oberstufe und Elternarbeit produziert.

«Ein Kratz in der Platte»

(26 Farbdias, Tb/Ka 8 Min.)

Dani verliert seinen Freund Fredi an Irene

«Ferienreise» (27 Farbdias, Tb/Ka 8,5 Min.)

Fredi will mit Irene gegen den Willen der Eltern verreisen.

«Disco» (32 Farbdias, Tb/Ka 9,5 Min.)

Mit Angst und Hemmungen belastete Jugendliche träumen von dem «idealen Partner».

«Wieder frei» (23 Farbdias, Tb/Ka 9 Min.)

Irene verlässt Fredi und fühlt sich befreit; Fredi sucht Trost.

Jedes der Dialekt-Tonbilder kann – gemäss den praktischen Vorschlägen im Textheft – auch einzeln vorgeführt und rezipientenorientiert verarbeitet werden.

Verkauf: durch die kirchliche AV-Medienstelle, Bederstrasse 76, 8002 Zürich, Tel. 01 - 202 83 68

Preise: 1 + 2 oder 3 + 4 zu Fr. 150.-
alle vier Tonbilder zu Fr. 260.-

Als **Spezialist** widme ich mich der dankbaren Aufgabe, in

Kirchen und Pfarreiheimen Lautsprecher- und Mikrofon-Anlagen

auch für **Schwerhörige** mittels Induktion ausgebaut, einzurichten. Eine solche Installation erfordert vom Fachmann äusserst individuellen Aufbau von hochqualifizierten Elementen. Durch die neue **Hi-Fi-Technik** stehen Ihnen geeignete Geräte zur Verfügung, die höchste Ansprüche an eine

**perfekte, saubere und naturgetreue
Wiedergabe von Sprache und Musik**

erfüllen. Ich verfüge über **beste Empfehlungen**. Verlangen Sie bitte eine **Referenzliste** oder eine **unverbindliche Beratung**.

A. BIESE

Obere Dattenbergstrasse 9 6005 Luzern Telefon 041-41 72 72

Ich bin dipl. Katechetin mit mehrjähriger Praxis und zurzeit in Ausbildung am Seminar für Seelsorgehilfe. Auf Herbst 1981 (evtl. Frühjahr 1982) suche ich eine

neue Aufgabe

Von meinen Fähigkeiten und Neigungen her, möchte ich in der Kranken- und Betagten-Seelsorge arbeiten (Haus-, Spital- und Klinikbesuche, Mitarbeit bei Altersnachmittagen usw.).

Zudem würde ich gerne einige Stunden Religionsunterricht an der Unter- oder Mittelstufe erteilen.

Zuschriften und Anfragen sind zu richten an Chiffre 1244, Schweiz. Kirchenzeitung, Postfach 1027, 6002 Luzern

Geistlicher sucht als Resignat eine ruhige Wohnung oder eine Tätigkeit als

Hausgeistlicher

in einem Heim.

Angebote erbeten an Chiffre 1245, Schweiz. Kirchenzeitung, Postfach 1027, €

6300

00247023
PFAMMATTER JOSEF DR.

PRIESTERSEM. ST. L
7000 CHUR

A. Z. 6002 LUZERN

23/4. 6. 81

Romano Guardini
Johanneische Botschaft
Karton, 125 Seiten, Fr. 5.90
aus der Herderbücherei.
Meditationen über Worte aus den
Abschiedsreden Jesu mit dem Ersten
Johannesbrief.
Zu beziehen durch:
Buchhandlung Raeber AG, Franken-
strasse 9, 6002 Luzern
Telefon 041-23 53 63

Seelsorger mit AHV sucht

leichtere Stelle

in Pfarrei oder religiöses Haus.

Offerten unter Chiffre 1246 an
Schweiz. Kirchenzeitung, Post-
fach 1027, 6002 Luzern

 **LIENERT
KERZEN
EINSIEDELN**
☎ 055 53 23 81

Vaterland

informiert

Im Gespräch mit dem Leser

Samstag, 23. Mai 1981

Hirtenbriefe in unserer Zeitung

Noch selten kam mir wie diese Woche zum Bewusstsein, welche Bedeutung unsere Zeitung für die Information innerhalb der katholischen Kirche besitzt. Das wurde einerseits am Montag deutlich, als wir den vollen Wortlaut des nach den tragischen Ereignissen auf dem Petersplatz abgeänderten Hirtenbriefes unserer Bischöfe zum Schweizbesuch des Papstes veröffentlichten; andererseits bei der ausführlichen Berichterstattung über die Feier zum 20jährigen Bestehen des Fastenopfers. Eine Berichterstattung, die in der heutigen Ausgabe mit der Wiedergabe der Rede des Friedensnobelpreisträgers 1980 abgerundet wird.

Die Situation ist — im einen Fall zumindest — einigermassen paradox: Während unsere Bischöfe — einzeln oder als Kollegium — ihre Hirtenbriefe für die Öffentlichkeit ihrer Gläubigen verfassen und daher wohl des bestimmtesten erwarten, dass diese Briefe den Gläubigen auch wirklich zur Kenntnis gebracht werden, findet es eine Grosszahl von Seelsorgern offensichtlich nicht mehr angebracht oder nicht mehr notwendig, diese Briefe auch wirklich zu verlesen. Wir müssen mehr und mehr feststellen, dass sich die Bischöfe, denen doch das Lehr- und Hirtenamt zukommt, in diesem Punkt nicht mehr durchsetzen können. Der eine Pfarrer erwähnt einen solchen Brief lediglich noch in der Predigt, ein anderer liest vielleicht die eine oder andere Passage vor, der dritte aber verzichtet völlig darauf. So geschehen auch am vergangenen Sonntag.

Ich mache diese Feststellung ohne jeglichen Unterton. Doch handelt es sich um ein ohne Zweifel für das Verständnis des Bischofsamtes beziehungsweise für die Rolle des Bischofs in seiner Diözese sehr wichtiges Faktum. Daher müsste es wohl gelegentlich auch in der kirchlichen Öffentlichkeit diskutiert werden.

Für uns als einer Zeitung, die der katholischen Kirche besonders verbunden ist, bedeutet dieser Zustand, dass uns damit eine besondere Rolle in der Information der Gläubigen wie der gesamten Öffentlichkeit über kirchliche Stellungnahmen und Ereignisse zufällt. Mit anderen Worten: Unsere ohnehin bestehende Pflicht zur Information über alles Wesentliche und Wichtige in der katholischen Kirche wird dadurch noch verstärkt. Wir würden aber solche Hirtenbriefe auch dann veröf-

fentlichen, wenn sie in den Kirchen fleissiger verlesen und behandelt würden. Denn es gibt immer Interessenten ausserhalb der Kirche, die auf diesen Wortlaut warten, darauf vielleicht im einen und anderen Fall sogar angewiesen sind. Und selbst jene, die vom Briefinhalt in der Kirche Kenntnis genommen haben, sind in vielen Fällen dankbar, wenn sie den genaueren Wortlaut in unserer Zeitung nochmals vorfinden.

Das alles unterstreicht, wie wichtig eine Zeitung ist, die sich nicht scheut, auch kirchliche Dokumente ausführlich wiederzugeben und ebenso ausführlich über das kirchlich-religiöse Geschehen zu orientieren. Denn auch das ist ein Stück Wirklichkeit und daher Teil der notwendigen Information der Öffentlichkeit — in und ausserhalb der Kirche.

Das belegt sich, wie angetönt, diese Zeitung ist, die sich nicht scheut, auch kirchliche Dokumente ausführlich wiederzugeben und ebenso ausführlich über das kirchlich-religiöse Geschehen zu orientieren. Mehr noch: Es war eher erstaunlich, dass sich dazu — obwohl der Friedensnobelpreisträger 1980 persönlich anwesend war — keine zehn Journalisten einfanden...

Solch breite Information über Veranstaltungen und Stellungnahmen der Kirche oder kirchlicher Institutionen, aus dem theologischen oder religiösen Bereich, bringt uns aber beileibe nicht nur Vorteile. Im Gegenteil: Viele belächeln uns, werfen uns vor, ein klerikales Blatt zu sein usw. Solche Vorhaltungen sind eher unverständlich. Denn einerseits erfüllen wir unsere Informationsaufgabe in den anderen Bereichen trotzdem, andererseits handelt es sich hier um eine Vermittlung kirchlichen Geschehens und nicht um eine Einflussnahme der Kirche auf die Zeitung.

Gerade die beiden hier angeführten Beispiele zeigen, wie notwendig es ist, dass es auch eine Presse gibt, die an dieser Wirklichkeit nicht vorbeigeht, die es als selbstverständlich erachtet, darüber zu berichten.

Acht Tage vor dem Mediensonntag daran zu denken, könnte wohl nicht ganz unnützlich sein!

Alain Hubmann



Suchen Sie eine interessante und abwechslungsreiche Tätigkeit? Möchten Sie in einem kleinen, familiären Team im Dienste einer katholischen Pfarrei arbeiten?

Wir suchen auf den 1. August (oder nach Vereinbarung) eine neue

Pfarrei-Sekretärin/Helferin

Wir bieten

- gutes Arbeitsklima
- eigenes Büro
- weitgehend selbständiges Arbeiten
- sehr gut ausgebaute Sozialleistungen (Pensionskasse)

Wir wünschen

- Fünftagewoche und vier Wochen bezahlte Ferien
- kaufm. Ausbildung oder Handelsschule
- Flexibilität in allen Arbeitsbereichen
- Freude an einem kirchlichen Dienst

Haben Sie Interesse? Rufen Sie uns doch an, damit wir Ihnen weitere Auskunft geben können. Sie erreichen uns von 10.00 bis 11.00 Uhr unter Telefon 056 - 41 87 07 oder den ganzen Tag unter Telefon 056 - 41 38 61. Wir freuen uns auf Ihren Anruf